Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 24 Bremen-Berlin, den 11. Juni 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Leidesüberwindung. Von O. Veeck. — Ein freies Wort über die Taufe. II. Von D. Dreydorff. — Die Phantasie als gestaltende Seelenkraft. I. Von L. Kade. — Das Christentum „ein überwundener Standpunkt". I. Von Ottilie Hertramph. — Buddha auf der Bühne. I. Von E. Böhme. — Vom Büchertisch.

Leidesüberwindung.

„Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen."

Nicht bloß die Juden, auch die Griechen haben sich damit gequält, warum Tugend und Glück in einem Menschenleben und Menschenschicksal so oft sich widersprächen. Das hat auch noch Goethe beschäftigt, wie Kant, und Kant hat einen Ausgleich gefordert zwischen Tugend und Glück in einer anderen Welt. Da das Leiden nun da war und die Sonne über Böse und Gute leuchtete und das Glück bald den Unschuldigen, bald den Schuldigen faßte, war die zweite Frage nach der Bedeutung des Leides, die Hiob auch schon gestellt hatte, aber wieder nicht Hiob allein. In Äschylos „Agamemnon", 174—182, las ich:

Zeus wies den Weg zur Tugend,
Er gab die ew'ge Satzung:
Durch Leiden lernen.
Und auf das müde Herz
Sinkt, statt des Schlummers, quälend
Die Reue nieder,
Und wider Willen muß der Mensch sich bessern.
Gott lenkt das Weltenregiment gewaltsam,
Doch Gott ist gütig

Das Christentum wagte die Behauptung, daß nicht die Glücklichen, sondern gerade die Leidenden die Gottgeliebten sind. Das war die Forderung eines kühnen, starken Gottesglaubens. Im Leiden werden gerade die Tugenden geboren, die das Christentum preist und braucht: Demut, Sanftmut, Liebe, die alles duldet. Ein Leidender, der Gekreuzigte, ist der Gegenstand der höchsten Liebe geworden. Darum ist das Leiden auch geadelt, weil alle Jünger, die es tragen, nur das Kreuz des Meisters auf sich nehmen. Hat sich das Christentum mit dieser Behauptung nicht überschlagen? Hat es nicht, wie Nietzsche es anklagt, damit das Urteil der Welt verdorben und das Schwache und Niedrige fälschlich zum Gesunden und Hohen gestempelt? Ich glaube nicht, denn das Christentum preist doch Leid und Unglück nicht an ihm selber, sondern weil es dem Leidenden den Anstoß gibt, alle Kräfte dagegen aufzubieten, weil es den Bruder neben den Leidenden stellt, weil der Kreuzträger wachsen kann unter seiner Last und das Leid sich zum Segen wenden kann. Darum erhöht das Christentum nur diejenigen, die einen guten Kampf gekämpft haben; es läßt den im Leiden bewährten Helden gen Himmel fahren und die Märtyrer sich zu seiner Rechten setzen.

Diese Stimmung kann Gefahren bringen; sie kann dazu verführen, das Leiden zu suchen, um im Leiden zu schwelgen; wie denn Christen zum Tode sich drängten, wie Schwärmer in das Blut und die Seitenwunden Jesu sich versenken und sein blutiges Herz herausnehmen und sich zur Liebe erwählen. Das wollen wir nicht, das ist unmenschlich. Aber gegen das Leiden wollen wir nicht ausschlagen, wenn es kommt, sondern es tragen und in Segen umwandeln:

Zwei sind der Wege,
Auf denen der Mensch zur Tugend emporstrebt.
Handelnd erringt der Glückliche sie,
Der Leidende duldend.
Glücklich, wen sein Geschick
Liebend auf beide geführt.

Dem Gekreuzigten gebührt wahrlich Preis und Verehrung, Verklärung und Erhöhung durch die Gemeinde, weil er einen guten Kampf gekämpft im Handeln und im Leiden und Treue gehalten, weil er so viele Leidende kämpfen und siegen gelehrt, indem seine Kraft in ihnen mächtig war.

O. Veeck.

Ein freies Wort über die Taufe.

Von D. Dreydorff.

II.

5. Die Taufe wird bei uns so vorherrschend als Kindertaufe vollzogen, daß es unnötig erscheinen mag, von der Taufe Erwachsener zu reden. Doch benutze ich gern die Gelegenheit, mich auch darüber zu äußern, auf die Gefahr hin, damit auf Widerspruch zu stoßen.

Es melden sich hin und wieder erwachsene Juden zur christlichen Taufe, und das befremdet uns nicht, sondern nur, daß es so selten geschieht. Aber ich finde dies, offen gestanden, wohl begreiflich, wenn ich mich an die Stelle des gebildeten Juden versetze. Nehmen wir an, ein solcher ist dem engherzigen Judentum entwachsen und ahnt Vorzüge der christlichen Religion, die er seinen Kindern gesichert sehen möchte: warum entschließt er sich nicht zu dem Schritt, der sie und ihn völlig eins werden läßt mit dem Volk, zu dem die Juden seit vielen Jahrhunderten gehören? Ich glaube antworten zu müssen: weil ihnen dieser Schritt unnötig erschwert wird.

Sie fragen: wie und wodurch erschwert? Vielleicht durch die Antisemiten, die auch den übergetretenen Juden bis in die dritte Generation hinein feindlich gesinnt bleiben? Nein, das meine ich nicht, überzeugt, daß kein gebildeter Jude im Antisemitismus eine Wirkung des christlichen Geistes erkennen wird. „Aber wie denn sonst erschwert?" Lassen Sie mich Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, der Sie die Antwort entnehmen können.

„An wen soll ich mich wenden“, fragte einer, „um in die christliche Gemeinschaft aufgenommen zu werden?“ Man erwiderte ihm: „Ja, was für ein Christ willst Du denn werden? griechisch- oder römisch-katholischer, oder evangelischer? und wenn ein solcher: lutherischer oder reformierter? Du kannst aber auch altkatholisch werden, oder Baptist, Methodist, Irvingianer usw., denn es gibt vielerlei Christen.“

„Das alles mag ich nicht. Wozu was besonderes? Ich will nur Christ werden.“

„Nur Christ? ja, das gibt's nicht. Du mußt wählen. Sonst geht Dir's, wie einem, der Obst essen will, und jede Sorte verschmäht.“

Der Jude findet es befremdlich, daß man nicht einfach Christ werden könne; aber da ihm alle dasselbe sagen und ihm beifällt, daß es auch zweierlei Juden gibt, altgläubige und Reformer, so fügt er sich in die Notwendigkeit und wendet sich an einen Diener der größten kirchlichen Gemeinschaft. Der katholische Priester empfängt ihn freundlich und wünscht ihm Glück dazu, daß er sich an die rechte Stelle gewandt habe. „Denn die sich außerhalb der katholischen Kirche Christen nennen, sind keine, und haben in der Ewigkeit kein besseres Los zu erwarten, als die Juden. Nur unsere Kirche gibt ihren Angehörigen eine Bürgschaft des ewigen Heils, und dazu ist nichts weiter nötig, als daß man an ihre Unfehlbarkeit, die nun endgültig durch die Unfehlbarkeit des Papstes garantiert ist, glaube.“ Der Jude hätte gern eine Bürgschaft des ewigen Heils; aber da er behauptet, an die Unfehlbarkeit eines Menschen nicht glauben zu können, so findet es der katholische Priester überflüssig, sich weiter mit ihm zu befassen, und heißt ihn gehen. Vielleicht, denkt der Jude, gelingt mir's bei den protestantischen Christen, und da er hört, daß auch die um den wahren Glauben untereinander streiten, so wendet er sich an einen, der ihm als gelehrt und rechtgläubig gerühmt wird, und der wohl auch beides sein müßte, da er den Titel „Kirchenrat“ führte. Auch der empfängt ihn freundlich und heißt ihn Gott danken, daß er nicht katholisch geworden ist; denn damit wäre er aus dem Regen in die Traufe gekommen. Um Christ zu werden, belehrt er ihn, hat man nicht an die Tradition zu glauben, die Menschenwort ist, sondern an die heilige Schrift, die Gotteswort ist.

„Darf ich die heilige Schrift lesen, um mich davon zu überzeugen?“

„Gewiß, das dürfen Sie. Es ist sogar Pflicht des evangelischen Christen, es zu tun.“

Der Jude liest nun fleißig in der Bibel und findet darin vieles Vortreffliche, dem er zustimmen muß. Aber daneben auch manches Unglaubliche, Sinnlose und Gottes Unwürdige, wogegen seine Vernunft und sein Gewissen sich sträubt. Als aufrichtiger Mensch teilt er dem orthodoxen Kirchenrat seine Skrupel mit und fragt, ob er von der Forderung, die ganze Bibel für göttliche Offenbarung zu halten, nicht einiges nachlassen könne. Aber da kam er schlecht an.

„Wie? Einiges nachlassen? Nein, hier wird nicht „gehandelt“. Entweder alles, oder nichts! Denn das hätte gerade gefehlt, daß ein Jude entscheiden sollte, was in der heiligen Schrift Gottes Wort ist und was nicht.“

Schon halb enttäuscht, wendet sich dieser doch noch an einen dritten Diener der Kirche, an einen etwas weitherzigeren evangelischen Pfarrer, und ist sehr erfreut, von ihm zu hören, daß man sehr wohl zwischen Schrift und Wort Gottes in der Schrift unterscheiden könne; auch daß schon Luther so unterschieden und nur das für echtes, lauteres Gotteswort erklärt habe, was „recht Christum treibt“. „Weil aber“, fährt der Mann fort, „Christus der alles beherrschende Mittelpunkt der heiligen Schrift ist und ihr „Schiboleth“, so ist der erste Schritt zum Christwerden, daß man an die Einzigkeit seines Wesens glaube.“

„Und worin besteht die?“

„Sie besteht darin, daß Jesus zugleich wahrer Mensch und wahrer Gott war.“

„Wie, Herr Pfarrer, auch wahrer Gott? Aber führt das nicht zur Annahme von zwei Göttern?“

„Nein, das ist ein altjüdisches Vorurteil. Wir Christen haben, wie ihr, nur Einen Gott; aber wir unterscheiden in seinem Wesen drei Personen. Die zweite ist, während der Regierung des Kaisers Augustus, Mensch geworden, als da geschrieben steht: „geboren von einem Weibe und unter das Gesetz getan“, und das ist Christus, der Sohn Gottes. Wir lehren: der Vater ist Gott, der Sohn ist Gott und der heilige Geist ist Gott, und sind doch nicht drei, sondern Ein Gott. Verstehen Sie jetzt?“

Der Jude versichert, daß er, weil er anders zu rechnen gewohnt sei, das seltsame Dogma nicht verstehe, und fragt, ob er nicht Christ werden könne, wenn er vorerst davon absehe und sich lediglich an die Worte Jesu halte, deren er so viel schöne und erhebende in seiner neuen Bibel gefunden habe. Es nütze doch auch nicht, etwas zu bekennen, das man gar nicht verstehe.

Darauf sein Katechet, nach einer kleinen Pause: „Ja, ganz verstehe auch ich das Trinitätsdogma nicht, obgleich ich Theologie studiert habe und „heiße Magister und Doktor gar“, und so wird es ein unstudierter Jude erst recht nicht verstehen können. Aber gleichviel! Glauben und bekennen muß man's. Denn die Zustimmung zu Lehren, die der Vernunft als wahr einleuchten, reicht zum Christwerden nicht aus.“

„Aber vielleicht doch, Herr Pfarrer, wenn Sie oder einer Ihrer Amtsbrüder es mit mir versuchen wollten, und ich . . . .“

„Nein! Bemühen Sie sich nicht weiter! Kein christlicher Pfarrer wird an Ihnen die Taufe vollziehen, so lange Sie sich nicht zum Glauben an die Gottheit Christi bekannt haben.“

Wundert Sie es noch, daß die Judenmission, wie sie meist betrieben wird, nicht viel ausrichtet?

Aber Sie werden sagen: „Diese Geschichte ist erfunden?“ Nun, ganz doch nicht. Sie hat sich im wesentlichen so zugetragen. Nur, daß sich die Weissagung des zuletzt genannten Kollegen nicht erfüllt hat, denn der ehrliche Jude, der Christ werden wollte, fand schließlich einen evangelischen Prediger, der ihm dazu verhalf.

Nun höre ich auch von wahrhaft Weitherzigen einwenden: „Aber man kann doch keinen taufen und in die christliche Gemeinschaft aufnehmen, der sich nicht zu den — wie immerhin verkürzten — Dogmen der Kirche bekennt“; und darauf habe ich noch das Nötigste zu erwidern. Taufen und auf ein formuliertes Bekenntnis hin aufnehmen ist zweierlei. Es kann beides zusammenfallen, aber es läßt sich auch unterscheiden, und wir pflegen tatsächlich zu unterscheiden. Denn wir taufen ja unsere Kinder, ehe sie zu glauben und zu bekennen vermögen, und lassen 14 und mehr Jahre hingehen, ehe wir sie, nach sorgfältiger Unterweisung, zum Bekenntnis ihres christlichen Glaubens veranlassen und in die Gemeinschaft der mündigen Christen aufnehmen. Und sind sie dann solche, weil wir sie dafür erklärt haben? Hier steckt die Wurzel des Irrtums und vieler Mißverständnisse. Die Taufe, auch die am Konfirmationstag durch ein Bekenntnis bestätigte, ist uns keine Garantie des Christseins. Sie ist vielmehr, wie es Zwingli treffend ausdrückt, „ein pflichtig Zeichen, womit der Täufling anzeigt, daß er, in der Nachfolge Jesu, Christ werden wolle“; die Erfüllung dieses Versprechens ist aber nicht die Sache eines Tages, geschweige eines Aktes, sondern des ganzen Lebens, und mehr, als daß wir, wie der Apostel Paulus dem vorgesteckten Ziel nachtrachten (Phil. 3, 12—14), können wir alle nicht von uns rühmen.

Sollte aber die Taufe der Erwachsenen von ihrem Bekenntnis zu kirchlichen Dogmen abhängen —, nun, so ist ja freilich der Jude, um dessen Übertritt es sich handelt, kein Kind mehr. Er kann, sagt man, prüfen und, nach dem Ausfall der Prüfung, entscheiden, ob er katholisch oder evangelisch oder was sonst werden will. Doch, um genau prüfen zu können, müßte er nicht nur ein außergewöhnlich gebildeter Mensch, sondern auch ein philosophisch gebildeter Theologe sein.

Denn nur ein solcher wird sich in der vielsprachigen Dogmatik zurechtfinden und die Glaubenssätze, um die die christlichen Brüder unbrüderlich streiten, nach ihrem wahren Wert oder Unwert genügend beurteilen können. Genug, um zu konstatieren, daß es dem Juden nicht leicht gemacht ist, sich taufen zu lassen und sich damit äußerlich zum Christentum zu bekennen. Ich betone das Wort „äußerlich“, denn innerlich gehört er ihm vielleicht längst an. Ja, was weiß man davon? Ich kenne Ungetaufte, und Sie kennen gewiß auch solche, die christlicher denken und handeln, als viele Getaufte.

Was ich tun würde, wenn ich noch im Amt wäre und Macht dazu hätte? Ich würde den Mann, an dessen Aufrichtigkeit ich nicht zweifelte, auf die Versicherung hin, daß er in der christlichen Gemeinschaft religiöse Befriedigung zu finden hoffe, mit brüderlichem Handschlag aufnehmen und ihn — taufen, ja, wenn er damit einverstanden wäre, doch auch, wenn er an dieser Form des öffentlichen Übertrittes Anstoß nähme, ihm die Wassertaufe, die keine Bürgschaft der Geistestaufe ist, erlassen.

Und das dächte ich vor meinem christlichen Gewissen zu verantworten? Ja, denn auch Jesus verlangte von den zeitgenössischen Juden, von den Fischern am Galiläischen See, vom reichen Jüngling und anderen nicht mehr und nicht weniger als „Folget mir nach!“ und ich bin mit dem Apostel Paulus überzeugt: Wie die Beschneidung nicht den Juden macht, so macht die Taufe nicht den Christen. Die werktätige Liebe, die Liebe, die sich, nach Jesu Vorbild, gegen alle Menschen, und also auch gegen die ungetauften, zu beweisen hat, ist im Christentum Eins und Alles.

Die Phantasie als gestaltende Seelenkraft.

I.

Im alltäglichen Sprachgebrauch versteht man unter Phantasie die Befähigung, Gefühle und Gedanken in Bildern willkürlich darzustellen. Man nennt die dargestellten Bilder auch wohl selbst Phantasien. Es läßt z. B. Mephisto seine Phantasie wirken, wenn er am Ostersonntagabend Faust einen entzückenden Bilderreigen vorführt. — Man sagt ein Musiker phantasiert, wenn er den Tasten oder Saiten wandelnde Tonbilder entlockt.

Der Alltags-Sprachgebrauch schränkt aber den Begriff „Phantasie“ mehr ein als richtig ist: „Es gehört dazu nicht bloß das Erfinden, sondern auch das Erleben von Anschauungen.“

Stellen wir uns vor, um das zu erweisen, am hohen Ufer eines Gebirgssees zu stehen, etwa am nördlichen Hochufer des Königssees. — Zwischen Felsmauern streckt sich weithin sein Spiegel. Schwül ist die Luft und über den eisigen Zacken des Gebirges lastet graues Gewölk. Nur hier und da leuchtet noch die Sonne herab. Neben der Fischerhütte am Strande uns zunächst sind ein paar Böte angepflöckt. Draußen auf dem See ruht ein Segelboot. Darin wiegt sich ein Brautpaar im Glücke des Beieinanderseins. Doch schon zucken rote Lichter um die Wolkenbänke. Immer vernehmbarer grollt der Donner. Nun fährt ein Windstoß über den See, dem andere folgen. Im Boot greift man eilig zu den Rudern, sucht auch das Segel zu reffen. Zu spät! Der Wind fährt in das flatternde Segel. Das Boot kentert. — Wir stürzen zur Rettung in das nächste Boot, stoßen ab, erreichen rudernd die Verunglückten, erfassen sie und ziehen sie in unser Boot. Heißer Dank lohnt unsere Mühe!

In der Vorstellung dieses Ereignisses fesselte uns vor allem Wandel der Landschaftsbilder und Ereignisse die Rettung der Verunglückten. Ihr diente von Mitgefühl getragen unsere Phantasie.

Aber auch in allen Vorgängen des Alltagslebens schafft die Phantasie. Soll z. B. ein Kleid gefertigt werden, dann schaffen etwa folgende Anschauungen unsere Entschlüsse: Beim Anblick des alten Kleides entsteht das Bedürfnis eines neuen, nach dessem Zweck Stoff und Schnitt gewählt werden. Der beschaffte Stoff wird nach passenden Musterbildern zerteilt. Darnach werden die Teile auch zusammengefügt. Bei der Betrachtung des fertigen Kleides sieht sich sein Verfertiger und Träger geschmückt und anerkannt.

In beiden Vorgängen schafft die Phantasie durch Bilder Empfindungen, Gedanken und Entschlüsse, gleichviel ob sie erlebt oder nur vorgestellt sind, und zwar reiht und fügt sie diese Bilder einheitlich zusammen, sie wandelt die erlebten sinnlichen Erregungen in geistiges Schauen. Sie vermittelt Sinnliches und Geistiges, Darum ist sie die Seelenkraft, die einheitlich sein muß, da sie Einheitliches schafft.

Die Weltweisen haben bei ihren Forschungen, welches die bestimmende Kraft im Menschen wie in der Welt sei, je eine der geistigen Kräfte: Gefühl, Verstand und Wille dafür angesehen. So sah Plato in der Idee, also im Gedanken, die Urkraft. — Als dann im Anfange des 16. Jahrhunderts die Wissenschaft vom Geiste von neuem erwachte, sprach Descartes es aus: „Cogito ergo sum.“ („Ich denke, also bin ich.“) Spinoza stimmte dem bei, und der Spruch blieb geltend, bis Arthur Schopenhauer etwa seit 1850 den Willen als wesentliche Kraft ausrief.

Etwa zu gleicher Zeit führte der Aufschwung der Naturwissenschaft und die vorzugsweise Beschäftigung der Forscher mit physischen Kräften und chemischen Stoffen zu einer rein mechanischen Weltauffassung. Sie wurde am meisten durch das Werk des Darmstädter Professors Louis Büchner: „Kraft und Stoff“ verbreitet. Weil aber mit dieser mechanischen Weltanschauung folgerecht auch die Freiheit des Willens, des Denkens und Fühlens geleugnet werden mußte, und wir Menschen uns dieser Freiheit doch bewußt sind, so hat auch die materielle Weltanschauung ihre allgemeine Herrschaft verloren. Wir sind uns unseres zweiseitigen, körperlich-geistigen Wesens bewußt. Daher mußte die gesuchte Grundkraft körperlich wie geistig empfänglich und wirksam, also eine Seelenkraft sein. Daß die Phantasie — im erweiterten Sinne — die gesuchte Kraft sei, hat zuerst 1877 der Münchener Professor J. Froschhammer in seinem Werke: „Die Phantasie als Grundprinzip des Weltprozesses“ dargetan. Unter seinen Nachfolgern hat sich besonders der Pariser Professor Th. Ribot durch sein 1902 erschienenes Werk „L'imagination créatrice“ hervorgetan.

In der nachfolgenden Skizze ist versucht, das beiden selbständigen Forschern Gemeinsame anschaulich zu machen.

Im Unterscheiden von Leid und Lust, also im Empfinden und im Gefühl, beginnt das geistige Leben. Seinen Ausdruck in Sinnbildern oder Tönen schafft die Phantasie. Aus den wechselnden Empfindungen und Gefühlen gewinnt der Mensch allmählich ein feststehendes Bewußtsein: den Verstand, aus dem die Sprache und das Denken sich bilden. — Aber der Gedanke kann sich zunächst nur einem Gegenstande zuwenden, von dem er eine Anschauung gewinnt. Eine erweiterte Anschauung, ein Fortschreiten vom Bekannten zum bisher noch nicht Erkannten, ist nur aus der Zusammenfügung zusammengehörender Anschauungen möglich. Das Bereitstellen und zweckmäßige Zusammenstellen verwandter Anschauungen im Fortschreiten zu neuen, zweckdienlichen Begriffen, schafft uns die Phantasie.

Soll endlich ein Wunsch erfüllt, einem Bedürfnisse genügt werden, so ist ein Streben, also der Wille nötig. Das Ziel steckt ihm als Schlußbild der ganzen Anschauungsreihe abermals die Phantasie.

Es ist somit kein Fühlen, Denken und Wollen möglich, ohne das Herbeischaffen und förderliche Zusammenfügen von Anschauungen, also ohne die darstellende Kraft der Phantasie. Daher wird die Persönlichkeit eines Menschen wesentlich durch die Regsamkeit und Richtung seiner Phantasie bestimmt, sofern diese Gefühl, Urteil und Wille mit umfaßt.

Jedoch wirkt die Phantasie auch ohne Willen und bewußtes Denken im Traum, wie bei allen instinktiven Handlungen. Als Wahrnehmungsorgane äußerer Vorgänge be-

darf die Phantasie der Sinnesorgane, als Ausführungsorgane der Ganglienknoten und deren nervöse Verbindungen im Großhirn. Letzteres ist erst im dritten Lebensjahre im Wesentlichen völlig organisiert. Erst dann gebraucht das Kind das Wort „ich“. Auch die Zentren der Sinnesorgane liegen im Großhirn, so des Geruchs am Stirnteil, des Gehörs in den Schläfenlappen, des Sprachvermögens beiderseits in der dritten Stirnwindung, des Gefühls in der Mitte, dahinter der des Geschmacks und des Lichtsinnes. Die Zentren der Empfindung entwickeln sich vor denen der Sinne, gerade wie in der geistigen Entwicklung das Gefühl dem Verstande vorangeht.

Die Erregungen der Sinnesorgane werden von der Phantasie als Bilder aufgenommen, die mit den dabei erfahrenen Bewußtseinszuständen als innere Anschauungen hervortreten, sobald ein Bedürfnis dafür vorhanden ist. Zur schöpferischen Betätigung der Phantasie muß aber zum Gedächtnis auch ein auf das Ziel gerichtetes Streben zum Hervorrufen zweckmäßiger Anschauungen, also Aufmerksamkeit, vorhanden sein.

Zum Fortgang unserer Betrachtung über das Wesen der schöpferischen Phantasie erinnern wir uns der beiden eingangs erwähnten Vorgänge auf dem See und in der Werkstatt. Bei beiden hat ein Bedürfnis die Aufeinanderfolge der Anschauungen bestimmt. Hier die Verunglückten zu retten, dort ein Kleid neu anzufertigen. Mit landschaftlichen Anschauungen begann der Vorgang am See. Aus ihnen ergab sich eine Besorgnis um das junge Schifferpaar, die sich beim Losbrechen des Sturmes steigerte und den Wunsch, zu retten, hervorrief. Eine rasche Folge von Anschauungen leitete die Rettungstat. Auch im zweiten Beispiele hat eine Kette von Anschauungen vom Wunsch ein neues Kleid zu haben bis zu dessen Fertigstellung geführt.

Im Traum und Irrsinn, beim instinktiven Handeln (wozu auch alles rein gewohnheitsmäßiges Tun gehört) wird die Phantasie durch frühere Erlebnisse und Triebe geleitet, ein klares Zielstreben fehlt.

Um das Ziel der empfundenen Bedürfnisse zu erreichen, wählt die Phantasie nur die zweckmäßigen Anschauungen unter anderen aus. So sind in dem Vorgange am See nur die zur Rettung gehörenden Anschauungen vorgeführt. Auch sie werden nicht ausführlich, sondern nur in begrifflicher Kürze geboten, derart, daß ein Forschreiten vom Bekannten zum bisher noch nicht Erkannten möglich wird.

Es können die aufeinanderfolgenden Gedankenbilder entweder vom gleichen Gesichtspunkte geschaut werden — z. B. beim Vorgang auf dem See alle von dem Wunsche, die Verunglückten zu retten, oder sie lassen denselben Gegenstand von verschiedenen Standpunkten sehen, z. B. das neue Kleid nach den möglichen Stoffen und Schnitten.

Unsere Gedankenbilder werden nicht immer durch Bedürfnisse, sondern auch durch Eindrücke erweckt und aneinandergefügt, die einst mit ihnen im Zusammenhang standen. So kann der Geruch einer Frühlingsblume uns im Winter die ganze Schönheit eines Maientages zur Anschauung bringen. Ein Bild, eine kurze Tonfolge, kann uns in ergreifender Weise ein längst vergessenes Ereignis in das Gedächtnis zurückrufen. — Oft erinnern wir uns mitten am Tage eines Traumes, wenn nur eins der geträumten Bilder uns vor die Augen oder in die Erinnerung tritt.

Die Wahl unserer Phantasiebilder zu fortschreitender Erkenntnis erfolgt zumeist so, daß Vergleichschlüsse (Analogien) möglich sind. — Von Stufe zu Stufe führt dabei der Verstand aufwärts. Manchmal führt eine Anregung scheinbar ohne Zwischenanschauungen unmittelbar zu einer Entdeckung, die früher bereits geahnt wurde. So hat ein fallender Apfel Newton das Gravitationsgesetz und die Bewegung der Himmelskörper offenbart, während Vergleichschlüsse nach dem Vorbilde von Schwanz und Flossen der Fische zur Erfindung des Steuers und der Ruder am Schiffe führten.

Am anschaulichsten läßt sich das Wesen der Phantasie in ihrer höchsten Betätigung bei einer Erfindung erkennen.

Die Erfindung betrifft zumeist einen Gegenstand der Lebenserhaltung oder Vervollkommnung, z. B. ein Gerät oder auch ein Kunstwerk. Ein Bedürfnis weckt das Streben zum Erfinden. Beschäftigung mit der Sache, und das Bewußtsein der Schaffenskraft sind Vorbedingungen zur Erfindung. Die Schaffenskraft ist die gestaltende Kraft der Phantasie. In ihr schaut der Erfinder sein Werk in allgemeinen Zügen schon fertig. Er macht sich ein Bild davon. Nunmehr ist der Gang zum Ziel, die Durchführung der Arbeit vom Gegebenen zur erstrebten Vervollkommnung, auszuführen. Zumeist werden wissenschaftliche und mechanische Erfindungen durch Erfahrungen und Vergleichschlüsse gefunden, wobei erkannte Mängel den Weg weisen. In Entwürfen wird die Erfindung schrittweise fortgeführt. Jeder dieser Entwürfe ist eine Äußerung der Phantasie des Erfinders. — Anfänglich sind diese Entwürfe an weniger Bedingungen geknüpft als später, nachdem sich die Ungangbarkeit mancher eingeschlagenen Wege erwiesen hatte. Wieviel bei der mühseligen Durchführung einer Erfindung frohe oder schmerzliche Gefühle die Arbeit gefördert oder gehemmt haben, davon erzählt die Geschichte der Erfindungen.

In allen künstlerischen Erfindungen führen zumeist mehrere Wege zum Ziel. — Hier sei an die drei Leonoren-Ouvertüren Beethovens erinnert. — Für wissenschaftliche oder werkstattliche Aufgaben gibt es meist nur eine dem Bedürfnis völlig entsprechende Lösung. Das fertige Werk gibt jedesmal die erfindende Phantasie des Meisters verkörpert wieder, freilich ohne alle ihre Irrgänge. Seltener als die schrittweise aus dem Bedürfnis geborene Erfindung wird die fast unmittelbar von der anscheinend zufälligen Anregung zum Ziele führende Erfindung bewundert. Der Lockruf eines Waldvogels gab Beethoven das Leitmotiv zu seiner C-moll-Sinfonie, der fallende Apfel führte Newton zur Auffindung des Gravitationsgesetzes, nach dem die Himmelskörper ihre Bahnen beschreiben, ein vom Dampf in der Theekanne gehobener Deckel veranlaßte James Watt zur Erfindung der Dampfmaschine.

Zweifellos setzen solche blitzartig durch Ahnung gemachten Erfindungen ein blitzartiges Erkennen des Zusammenhanges zwischen Ursache und Wirkung, also eine auf gründlichen Forschungen ruhende, außerordentlich rege Phantasie voraus, welche die ganze Kette der Umwandlungs-Vorstellungen zwischen Ausgang und Ziel blitzartig durchlief; während Ungezählte bei fallenden Äpfeln und gehobenen Theekannendeckeln sich gar nichts dachten.

Nur eine außerordentliche Auffassungs- und Umwandlungskraft des Erfinders kann solche Entdeckungswunder hervorbringen.

Meran. L. Kade.

Das Christentum „ein überwundener Standpunkt“.

Von Ottilie Hertramph.

I.

Daß das Christentum sich überlebt habe, in die Gegenwart nicht mehr hinein passe, weil es mit unseren heutigen Anschauungen in krassem Widerspruch steht und darum rettungslos dem Untergang geweiht sei, ist eine Meinung, die leider von vielen unserer Zeitgenossen geteilt wird. Sollte die Ursache vielleicht darin zu suchen sein, daß sie, wie es so Menschenart ist, ihre Blicke an der Oberfläche haften lassen, anstatt sie in die Tiefe zu senken? „Oben sind bewegte Wellen, doch die Perle ruht im Grunde.“

Seit Harnack sein „Wesen des Christentums“ veröffentlicht, hat es so manche, auch Gegner des Christentums, gereizt — merkwürdig, daß Totes noch Interesse zu erwecken vermag! — ihre Meinung über denselben Gegenstand abzugeben. So hat der Schriftsteller Albrecht Rau

in seiner kritischen Darlegung: „Harnack, Goethe, D. Strauß und L. Feuerbach über das Wesen des Christentums", nachzuweisen unternommen, daß dieses in etwas ganz anderem bestehe, als Harnack meint. Nach Rau gehören zum Wesen des Christentums: die göttliche Persönlichkeit Jesu, die Wunder, die er vollbracht, sein Glaube an den nahe bevorstehenden Weltuntergang, einschließlich seiner Auferstehung und seine Ethik. Das alles steht miteinander im engsten logischen Zusammenhang und daraus folgt, daß, wenn auch nur ein Stein aus dem Gebäude herausgenommen wird, das ganze zusammenfällt. Nun ist die Lehre vom Weltuntergang durch die Geschichte endgültig widerlegt, also: Das Christentum ist tot, es ist nicht mehr zu halten, „kein Mensch und keine Macht der Welt kann das".

Um nun zu beweisen, daß die Lehre von der Gottessohnschaft „den Zentralpunkt des christlichen Glaubens bildet", beruft Rau, mit einer Sicherheit, die einem Orthodoxen Ehre machen würde, sich auf den „klaren Wortlaut der Evangelien", während er andererseits sagt, daß ihre Geschichtlichkeit, also ihre Glaubwürdigkeit durch Strauß vollkommen zerstört und auch nicht, wie Harnack behauptet, von neueren Theologen in großem Umfange wieder hergestellt worden sei. Wie reimt sich das? Seinen höchsten Trumpf gegen Harnack aber meint Rau auszuspielen mit den Worten: „Zum Glück haben wir eine Urkunde, die dies (die Tatsache, daß Jesus selbst sich für Gottes Sohn gehalten hat) mit aller Evidenz erweist, eine Urkunde, die wenigstens dem Psychologen als vollkommen gültig erscheint, mag auch der Historiker dazu sagen, was er will. (Wie harmlos!) Sie findet sich bei Matth. 16, 15 bis 19 und lautet: „Er sprach zu ihnen: Wer sagt denn ihr, daß ich sei? Da antwortete Simon Petrus und sprach: Du bist Christus des lebendigen Gottes Sohn.*) Und Jesus antwortete und sprach zu ihm: Selig bist du, Simon, Jonas Sohn; dein Fleisch und Blut hat dir das nicht geoffenbart, sondern mein Vater im Himmel. Und ich sage dir auch: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich bauen meine Gemeine, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Und ich will dir des Himmelreichs Schlüssel geben: Alles was du auf Erden binden wirst, soll auch im Himmel gebunden sein, und alles, was du auf Erden lösen wirst, soll auch im Himmel los sein."

Diese Stelle trägt so unverkennbar den Stempel der werdenden katholischen Kirche (Dogma von der Gottheit Christi) und ihrer beginnenden Priesterherrschaft — alles, was du auf Erden binden, lösen wirst usw. — daß selbst den Laien Zweifel an ihrer Echtheit aufsteigen müssen. Sie ist denn auch von der kritischen Bibelforschung als nachträglicher Einschub festgestellt worden. Wenn der Wortlaut der Evangelien, wie Rau meint, klar wäre, dann gäbe es keinen Streit der Meinungen. Er ist aber häufig in so hohem Grade widerspruchsvoll, daß Freisinnige sowohl wie Orthodoxe, mit gutem Grunde, auf diesen „klaren Wortlaut der Evangelien" sich berufen können. Die Schwierigkeit der Sache liegt darin zu unterscheiden zwischen Aussprüchen, die mit höchster Wahrscheinlichkeit auf Jesus selbst zurückzuführen und solchen, die ihm von anderen in den Mund gelegt worden sind. Soweit diese Aufgabe von der kritischen Bibelforschung gelöst ist, spricht ihr Ergebnis nicht zu gunsten der orthodoxen, sondern der freisinnigen Anschauung, nach welcher Jesus sich zwar für den gottgesandten Messias, nicht aber für Gottes Sohn (im dogmatischen Sinne) gehalten hat.

Zum zweiten behauptet Rau, daß wir entweder an die von Jesus vollbrachten Wunder glauben oder den Christenglauben überhaupt aufgeben müßten. Er führt darüber folgendes aus: Glaube und Wunder sind unzertrennlich. Beide gehören zu einander wie zwei Seiten derselben Sache. Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind. „Wer das Kind, verstößt die Mutter, wer das Wunder, den Glauben". Darin liegt sicherlich etwas wahres. Steht darum aber schon fest, daß wir an alle Wundertaten Jesu glauben müßten? Harnack sagt: „Gewiß, es geschehen keine Wunder mehr, aber des Wunderbaren und Unerklärlichen gibt es genug." Diese Auffassung des Wunderbegriffs läßt Rau nicht gelten, vielmehr meint er, daß eine für uns rätselhafte Erscheinung, bei der wir den Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung nicht zu ergründen vermögen, noch kein Wunder an sich sei. Ein solches kennzeichne sich ausschließlich durch die Einwirkung einer höheren Macht in den Lauf der naturgesetzlichen Ordnung, wofür er als Beispiel die Auferweckung des Lazarus anführt. Von den johanneischen Wunderberichten — und zu ihnen zählt der in Rede stehende — sagt Professor Soltau,*) „daß sie ihrer Mehrzahl nach einer Zeit und einer Tradition ihre Entstehung verdanken, welche ihre historische Glaubwürdigkeit verdächtig erscheinen läßt". Dem ungeachtet wollen wir einmal bei diesem Wunder stehen bleiben, weil sich an ihm gerade erweisen läßt, daß Jesus sich nicht selbst für Gott gehalten hat und auch in der Überlieferung als solcher nicht erscheint. Er dankt dem Vater, weil er ihn erhört hat und fügt hinzu: „Doch ich weiß, daß du mich alle Zeit erhörst." Hieraus geht m. E. klar und deutlich hervor, daß Gott der Vater, auf Jesu Bitten, dieses angebliche Wunder vollbracht hat. Als Gott mußte Jesus göttliche Kraft besitzen, wie Rau a. O. ausdrücklich hervorhebt. Wozu brauchte er aber den Vater anzurufen, wenn er das Wunder aus eigener Kraft verrichten konnte?

Mit seiner Erläuterung des Wunderbegriffs ist Rau entschieden im Recht, nur meine ich, daß es derartige objektive Wunder überhaupt nicht gibt,**) daß sie lediglich Phantasiegebilde der Menschen sind. Nach dem gegenwärtigen Stande unserer Gotteskenntnis vollzieht sich alles, auf dem Gebiet der Natur und vermutlich auch auf geistig-psychologischem Gebiet, nach ewigen, unwandelbaren Gesetzen. Diese von Gott geschaffenen Gesetze sind vollkommen und müssen ihrer Natur nach vollkommen sein. Übervollkommenes gibt es aber nicht, sondern nur Unvollkommenes. Mit jedem willkürlichen, gewaltsamen Eingriff in diese gesetzliche Ordnung aber würde Gott aus der Vollkommenheit in die Unvollkommenheit, d. h. mit sich selbst in Widerspruch geraten. Es läßt sich doch unmöglich annehmen, daß seine Gesetze so beschaffen sind, daß sie gelegentlich ihm selbst zur Fessel werden, und er dann gewissermaßen als deus ex machina auftreten müßte, um sie wieder zu sprengen. Das wäre eine menschliche, allzumenschliche Vorstellung von Seiner Größe. Wenn wir also auch, nicht weil wir ungläubig, sondern gläubig sind, das objektive Wunder, als Gottes unwürdig, ablehnen müssen, so bleiben doch noch subjektive Wunder für uns in Fülle bestehen. Der Glaube an sich schon ist ein Wunder. Der Zusammenhang zwischen Gottesgeist und Menschengeist, die Art, wie Gott unser Schicksal lenkt, wie Er sich im Menschenherzen offenbart, die Grenze zwischen Gebundenheit und freiem Willen, das alles ist für uns rätselhaft, geheimnisvoll und wunderbar und vollkommen genügend unserem Glauben immer neue Nahrung zuzuführen. Jede Zeit hat ihre eigenen Wunder. Vieles von dem, was Jesu Zeitgenossen wunderbar erschien, ist für uns aufgeklärt, und was uns Heutigen dunkel und rätselhaft ist, wird späteren Geschlechtern klar vor Augen liegen. Die Wunder wechseln und das Wunder bleibt.

Zu Punkt drei, die Lehre vom Weltuntergang betreffend, bemerkt Rau: Harnack leidet an einer Grundtäuschung, die bis jetzt von keinem seiner Kritiker bemerkt worden ist und bemerkt werden konnte, weil sie selbst darin befangen sind, ja, die, wie mir scheint, überhaupt zu den Grundtäuschungen unserer Zeit gehört. Harnack glaubt nämlich — und alle

* Bei Markus 8, 29 steht nur: „Du bist Christus", der Nachsatz fehlt.

*) Soltau, Hat Jesus Wunder getan? Leipzig, Dietrichs Verlag.

**) Damit fällt zugleich das Wunder der Geburt Jesu und das Auferstehungswunder.

rationalistischen Exegeten vor ihm haben es ebenfalls geglaubt — daß man aus dem konkreten Inhalte der Evangelien beliebiges heraus nehmen könnte, ohne daß das, was man darin noch als gültig ansehen möchte, irgendwie erschüttert oder bedroht würde. Hier wird nun völlig übersehen, daß dem Evangelium eine Weltauffassung zu grunde liegt, in der alles logisch zusammenhängt, und das eine durch das andere bedingt wird. So steht tatsächlich die Lehre vom Weltuntergang in engster logischer Beziehung zu der Lehre von der Gottessohnschaft. Der Glaube an den nahe bevorstehenden Weltuntergang ist geradezu eine streng logische Forderung, wenn der Glaube an Jesus als den Sohn Gottes bei den Aposteln Wurzel fassen sollte. Denn was sollte aus der Welt noch werden, wenn Gott selbst in eigener Person in die Weltgeschichte eingetreten ist? Die Welt, ihre Geschichte, ihre Entwicklung hat dann keinen Sinn mehr, weil das höchste Ziel bereits erreicht ist, sie muß also entweder aufhören zu sein, d. h. untergehen, oder die Geschichte muß wenigstens still stehen, weil sie keine Leistung mehr hervorzubringen vermag, welche an die des menschgewordenen Gottes oder des gottgewordenen Menschen nur annähernd heranreichte."

Dieser auf der falschen Annahme von der metaphysischen Gottessohnschaft fußende logische Zusammenhang ist ein künstlich hergestellter. Die Weltuntergangsstimmung der Juden und ihre Hoffnung auf das Kommen des Messias, in den Wolken des Himmels, hat andere Gründe gehabt, auf die näher einzugehen zu weit führen würde. Jedenfalls beweist die Weltuntergangslehre **für** die Gottheit Christi gar nichts. Sie beweist nur **eins** und zwar schlagend, daß **Jesus ein dem Irrtum unterworfener Mensch gewesen**, der, so hoch er in religiöser und sittlicher Beziehung auch über ihnen stand, doch kein anderes Weltbild hatte als seine Volksgenossen.

Buddha auf der Bühne. I.

Buddhistische Gedanken schwirren heutzutage vielfach durch die Luft und richten mannigfache Verwirrung in den Köpfen der Menschen an. Der Baseler Professor Alfred Bertholet hat in seiner ausgezeichnet klaren und sehr empfehlenswerten Schrift „Buddhismus und Christentum" (bei Mohr, Tübingen, 1902) darauf hingewiesen, „daß sich Gründe aufzählen lassen, die es uns verständlich machen können, warum auch aufgeklärtere Geister dem Buddhismus gelegentlich mehr als bloß Sympathie entgegenbringen", nachdem er freilich vorher sich auch dahin ausgesprochen, „daß die Menschen nicht aussterben, deren Unklarheit in religiösen Dingen höchstens übertroffen wird durch ihre Leichtgläubigkeit oder durch die Sucht, aus der Religion einen Mode- und Sportsartikel zu machen, um sich selber interessanter vorzukommen". Unter solchen Umständen kann es wohl als ein zeitgemäßes Unternehmen erscheinen, den Buddhismus auch auf die Bühne zu bringen, und solches Unternehmen hat der Dichterkomponist **Max Vogrich** gewagt, dessen große Oper „Der Buddha" (in drei Aufzügen und einem Vorspiel) in den letzten Monaten vom Hoftheater zu Weimar wiederholt aufgeführt worden ist. Jedenfalls ein hochinteressantes Werk, das aus einem musikalisch und dichterisch tief und reich beanlagten Geist herausgeboren ist, das aber eben schon seines ernsten, großen Gegenstandes wegen regem, tiefgehendem Interesse begegnen muß. Vogrich hat gezeigt, welch reicher, wirksamer Dramatik auch bei verhältnismäßig einfachem Aufbau der Handlung der Buddhastoff fähig ist und wie fruchtbar sich eine edle Originalität bei der musikalischen Ausgestaltung eines solchen Stoffes erweisen kann. Das von Vogrich selbst verfaßte Textbuch (2. Auflage, Leipzig bei Fr. Hofmeister) zeigt auf den ersten Einblick eine klare Gliederung des Werkes, das in drei Hauptteilen verläuft (erster Akt: Yasothara, zweiter Akt: Der Buddha, dritter Akt: Nirwana), nachdem in einem Vorspiel die Grundlage zum Ganzen gegeben ist. Siddharta Gautama, der Sohn des Königs Suddhodana, in pompösem Aufzuge auf die Bühne geleitet, wird zunächst im Wechselgespräch mit seinem Vater und seinen zwei Freunden und Verwandten Nanda und Devadatta dargestellt und erfährt vom ersteren den bei seiner Geburt erfolgten Tod seiner Mutter, wonach er in trübes Sinnen verfällt und zum Entschluß der Weltflucht gelangt; vom Anblick eines auf der Palasttreppe sterbenden Bettlers überwältigt und durch dessen Worte aufs Tiefste ergriffen, ruft es Gautama am Schluß des Vorspiels aus:

„O Greis, erhaben aller Erdenpein,
Laß mich den letzten deiner Schüler sein!"

und, vor der Leiche des Bettlers knieend:

„Der Tod hat mich bestellt
Zum Buddha nun der Welt!"

Die Handlung des ersten Aktes gruppiert sich um die Person der Gemahlin des Gautama, Yasothara, die in schmerzlicher Sehnsucht nach ihrem Gatten verlangt und dem endlich Zurückgekehrten ihre tiefe, heiße Liebe bekennt, wodurch dieser in einen heftigen Widerstreit leidenschaftlicher Gefühle hineingetrieben wird: er zuckt den Dolch über der Brust seines Weibes, dieses aber redet im Schlafe von dem Kinde, das sie unter dem Herzen trägt, und unter dem Eindruck ihrer Worte kommt es bei ihm zum letzten definitiven Entschluß:

— „Enthüllt hast du der Zukunft dichten Schleier.
Ich lasse dich und alles, was mir teuer!
O Mutter meines Kindes, bleib' dem Leben!
Ein Gott wird Trost dir, mir die Freiheit geben.
Beschlossen ist's — den Blick will nicht mehr wenden,
Um des Beginns muß ich mit allem enden:
Kann in Entsagung ich das Glück nur finden,
Will ich der Welt dafür Nirwana künden!"

Als der Buddha erscheint nun der Königssohn im zweiten Akt der Oper, dessen Handlung fünfzehn Jahre nach der des ersten Aktes zu denken ist, und der sich als der dramatisch lebendigste erweist. An dieser dramatisch wirksamen Ausgestaltung hat ganz besonders die Person des Devadatta, des Freundes Gautamas, ihren Anteil; die Darstellung seines Liebeskonfliktes mit Yasothara verleiht gleich der ersten Scene ein überaus interessantes, fesselndes Gepräge und gibt dem Dichterkomponisten Gelegenheit zur Charakterisierung heiß entbrennender Leidenschaft, wozu dann das Auftreten des Buddha mit seinen Schülern in der zweiten Scene einen um so wirksameren Kontrast bildet. In gelbes Bettlergewand gehüllt tritt Gautama seinem aufs höchste erstaunten königlichen Vater entgegen, der die einzige Einwirkung auf seinen Sohn nur noch von der Schönheit und dem Liebreiz seines Weibes Yasothara erhofft. Und in diesen Scenen, in welchen Mann und Weib im tiefseelischen Austausch ihrer gegenseitigen Gefühle sich darstellen, in denen schließlich auch der innere Konflikt zwischen Devadatta und Yasothara zur Lösung kommt, entfaltet jedenfalls Vogrich seine höchsten dichterisch-musikalischen Kräfte entsprechend der inneren Steigerung der dramatischen Handlung bis zur Erreichung des Höhepunktes. Der dritte Akt — Nirwana — spielt viele Jahre später und zeigt den sterbenden Gautama in einer Felsenhöhle, umgeben von einer großen Zahl seiner Schüler. Ernst feierlich und tief ergreifend erklingt im Dunkel der Höhle der Chor der Schüler:

„Ruhig kommt der Tod gezogen
Dem, der sündenlos in Tat;
Ist sein Geist auch bald entflogen,
Ewig lebt er unserm Rat.
Der mit Mut du Leid ertragen,
Ach, um dich das Auge weint.
Hatt'st du uns gelehrt entsagen —
Doch wir trauern hier vereint.
Deiner Lehre ew'ge Blüte,
Früchte bringt sie aller Welt;
Deine Freundschaft, deine Güte
Ist mit uns allein vermählt."

Devadatta, dessen wilde Leidenschaft längst verflogen, eilt an das Sterbelager des Buddha, um sich von ihm segnen zu lassen, und empfängt solchen Segen, nachdem er sich als Freund und Schüler bekannt, zugleich mit der Berufung, hinfort „Meister" zu sein. Devadatta auch ist es, durch

den der Buddha die Kunde empfängt, daß sein Sohn Rahula als König weise und tapfer regiere und seine, des Vaters Lehre, des Landes Tugend sei, und derselbe Freund und Schüler gemahnt seinen Meister daran, daß ein treuer Schatten seinen Schritten immerdar gefolgt sei — Yasothara, sein Weib, deren Liebe nicht ersterben kann. Sie selbst nun, elend und gebrochen, im gelben Bettlerkleide, tritt denn auch endlich ihrem Gemahl sichtbar nahe — sie stürzen sich in die Arme und halten sich lange fest umschlungen. Gautama fragt:

„Kannst du, mein Weib, dies Wiederfinden deuten?"

worauf Yasothara:

„Es will zur sel'gen Ewigkeit uns leiten".

Und nun kommt die Oper zu einem Abschluß, bei dem man unwillkürlich an das Ende von Richard Wagners „Tristan und Isolde" erinnert wird; auch hier, im „Buddha", schließlich ein Liebestod auf das Nirwana hinzielend:

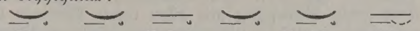
Gautama: „Nirwana werben,
Im sel'gen Sterben:
Nimm noch der Hülle letzten Gruß,
Den süßesten, den letzten Kuß!"
Beide: „Nun Seligkeit! —
In Ewigkeit!"

Kunitz b. Jena. E. Böhme.

Vom Büchertisch.

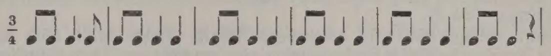
Reform des protestantischen Gemeindegesanges in Deutschland. Von H. Post.

Wir leben im Zeitalter der Reformen. Auf die großen, weltbewegenden Umwälzungen des vorigen Jahrhunderts folgt die Zeit der nicht minder wichtigen, aber stilleren Arbeit im Kleinen; das Gebäude steht da, der Hausrat ist bereitet, aber nicht überall ist's ordnungsgemäß ausgefallen oder unserem Geschmack entsprechend. Da gilt's fleißig schaffen in segenverheißender Mühe, ändern, wieder verwerfen, bis alles in rechter Art am rechten Ort. Im Hause des Herrn, das sich die Menschheit hier auf Erden erbaut in tausendjährigem Fleiß, wie's eben ein jeder zu seiner Zeit verstand, will auch H. Post ein Bauarbeiter sein. Und ich glaube, seine Schrift „Reform des protestantischen Gemeindegesanges in Deutschland" ist wirklich ein gutes Werk. Sie will helfen, die alten, herrlichen Schätze, welche gerade unsere Kirche in den aus dem Volke für das Volk gesungenen Chorälen besitzt, in ursprünglicher Schönheit dem modernen Empfinden zu erhalten bezw. wieder zu nähern. Ich habe die vorliegende Arbeit an der Hand des „Allgemeinen vierstimmigen Kirchen- und Hauschoralbuchs für die kgl. preußisch-schlesischen Lande, ein Beitrag zur Regeneration des evangelischen Kirchengesanges, von F. A. L. Jakob und E. Richter (Berlin, Adolph Stubenrauch)" nachgeprüft und muß sagen, es ist des Interessanten und Lehrreichen viel, was ich aus dem Postschen Werke geschöpft habe. Es ist ein Abdruck aus der Zeitschrift „Die Musik", und den Verlegern derselben, Schuster und Löffler, Berlin kann man dankbar für diese billige Sonderauflage sein. Keiner, der sich beruflich oder sonstwie mit der heutigen Kirchenmusik beschäftigt, sollte es verabsäumen, die Schrift einem eingehenden Studium zu unterwerfen. Ja, ich glaube, aus einzelnen Teilen wird jeder Musiker, vor allem jeder Gedichte „vertonende" Komponist etwas lernen können. Ein Satz wie der folgende ist jedenfalls von ganz allgemein musikalischer Gültigkeit: „.... bei Darstellung der alten Melodien in zeitgemäßer Form den Wert der Fermaten nach Maßgabe des dem Ganzen innewohnenden Rhythmus festzustellen und in die Darstellung aufzunehmen." Damit wäre auch in der profanen Musik manche rhythmische Ungeheuerlichkeit von seiten der Vortragenden beseitigt. Als einen der Hauptfehler in der heutigen Darstellung unserer Choräle nennt der Verfasser mit Recht die mehr als willkürliche Art der Tacktstrichsetzung. Diese „wird nur dann befriedigen, wenn sie, wie es beim deutschen Volksliede wirklich geschieht, dem metrischen Rhythmus des Liedtextes entspricht." Nach einer ganz kurzen Bezugnahme auf die Elementarbegriffe des Skandierens fährt H. Post fort: „Indessen scheint es, als ob ein wesentliches Mittelglied zwischen Versfuß und Verszeile unbeachtet geblieben ist. Faßt man nämlich die Versfüße einer Verszeile als Einzelbestandteile, als Bausteine auf, wie vorhin die zu Versfüßen sich ordnenden Silben, so macht man die Entdeckung, daß auch die Versfüße sich zu zwei- bezw. dreiteiligen Gebilden gruppieren lassen, die wir füglich Versfüße zweiter Ordnung benennen können; und zwar beträgt ihre Anzahl in jeder Verszeile gemeiniglich zwei, wahrscheinlich dem Rhythmus im Gange des Menschen entsprechend, der ja ein zweiteiliger ist." Vielleicht findet dieser Satz in einem Lehrbuche der Poetik einmal eine kürzere, präzisere Fassung. Mir war sein Inhalt neu. Zusammen mit der Regel: „Der Taktstrich hat vor der Arsis II. Ordnung seinen Platz" ergibt sich daraus tatsächlich eine für die vollendete Darstellung unserer alten Kirchenmelodien unbedingt zuverlässige Theorie, und die am Ende der Schrift vorgeschlagene rhythmische Neugestaltung von 143 protestantischen Chorälen scheint mir als musikalische Illustration zu den Postschen Regeln sehr gelungen. Daß freilich die metrischen Beispiele, an denen Post „die Sache verdeutlicht", immer gut und richtig gewählt seien, kann ich leider nicht finden. Schon rein ästhetisch stört mich das erste: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen." So reizend das Lied als Kinderliedchen ist, gab es kein des Gegenstandes würdigeres Beispiel unter gleichrhythmischen Volks- und Kirchenliedern? Ferner ist mir nicht recht klar, in wiefern die Versfüße II. Ordnung in dem Liede: „Auf dem grünen Rasen, wo die Veilchen blühn" (III.) nur Daktylen sein können. Ich höre umgekehrt anapästischen Rhythmus:

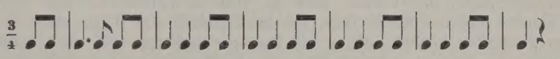


Auf dem grünen Rasen, wo die Veilchen blühn.

Bei dem Liede: „Lobe den Herrn" (IX.) scheint mir der Verfasser ebenfalls im Irrtum, ich vermute amphibrachische Versfüße II. Ordnung. Auch der Sapphischen Strophe (X) lege ich einen anderen Grundrhythmus unter, nämlich Jamben, statt Trochäen. Als schlimmster Lapsus muß aber folgende rhythmische Verbalhornung des alten Reiterliedes „Prinz Eugen" festgenagelt werden

 etc.

warum nicht ganz einfach:



Mit solchen unmöglichen Paradigmen dient Post nur schlecht seiner Theorie: „Die Versfüße II. Ordnung erweisen sich somit für Rhythmus und Takt, sowie für die Länge der Zeilenschlußnoten bezw. Pausen von bestimmender Wichtigkeit und eignen sich als Prüfstein für die Beurteilung von Melodien auf die Richtigkeit ihrer rhythmischen Gestaltung."

Alles in Allem aber erscheinen diese Fehler im Vergleich zu dem vielen Beherzigenswerten und Neuen als wenig ins Gewicht fallend. Vielleicht prüft der Verfasser aber auf solche Ausstellungen hin sein Buch noch einmal durch und gibt uns alsdann ein Werk, auf Grund dessen der Schatz unserer alten Kirchenmelodien in ursprünglicher Form und zeitgemäßer Darstellung voll und rein zur Geltung gebracht wird, „zur Ehre deutscher Kunst und Wissenschaft, zu Nutz und Frommen unseres deutsch-evangelischen Volkes, zum Segen der evangelischen Kirche und zum Preise des Allerhöchsten".

Carl Schaeffer.

P. Bräunlich, Lic., Generalsekretär des Evangelischen Bundes, Los von Rom-Kämpfe im Böhmerland. I. Wie Böhmen protestantisch wurde. München 1903. 32 S. 60 ₰.

Mit diesem Heft hat Bräunlich die II. Reihe seiner Berichte über den Fortgang der Los von Rom-Bewegung trefflich eingeleitet. Unter dem Motto „Alles Unglück kommt von Rom" betrachtet er in seiner Weise die Geschichte des Christentums bei den Westslaven, Roms Eroberung der westslavischen Kirche, die Vernichtung des slavisch-nationalen Kirchentums gelegentlich der Germanisierung, bleibende Spuren innerlicher Abneigung der Böhmen gegen Rom, die Waldenser in Böhmen, Huß, den böhmischen Religionskrieg, Hussitismus, Entstehung der Brüderunität, Eindringen des Luthertums und dessen Sieg in Deutsch-Böhmen sowie bei den Utraquisten, die Brüderkirche in der Reformationszeit, die Erkämpfung der Gewissensfreiheit und „Böhmens höchste Blüte als evangelisches Land". — Es sind keine Quellenstudien, aber gut praktische Skizzen auf grund bekannter Geschichtsforschungen, deren Literatur angegeben ist: Wattenbach, Gindely, Frind, C. J. Erben, Czerwenka, L. Krummel ꝛc. — Das Heft, wie die andern, ist zur Aufklärung und Agitation bestimmt. Diesem Zweck wird es dienen, obwohl der Darstellung die einheitliche Idee fehlt. Diese Schwierigkeit wird sich besonders dem schlichten Leser unter den Deutsch-Böhmen fühlbar machen, der hier erfährt, daß Böhmen gerade durch die germanisierenden Franken römisch gemacht wurde, daß deutsch und katholisch ehedem eins war! Der deutsche Kaiser im Bunde mit dem Papst hat die slavische Nationalkirche dem römischen Priester geopfert. Und zur Hussitenzeit hielt sich der deutsch sprachliche Teil des Landes zum Papst, als dessen Werkzeug sie sich gegen die nationalen Tschechen mißbrauchen ließen, bis dann zu Luthers Zeit die deutschen Fürsten ein anderes Signal gaben. Sollte wirklich alles Unglück von Rom kommen? Von Rom nur Unglück? Uns dünkt, wir sollten selbst in solchen populären Schriften die historische Mission der römischen Kirche gerader darstellen, um damit desto kühner das Ende ihrer Mission behaupten zu können.

Friedenau. A. Urbain.

Rudolf Vrba, Österreichs Bedränger. Die Los von Rom-Bewegung. Studien über politische, religiöse und soziale Zustände der Gegenwart. Prag 1903. Selbstverlag. 8°. 639 S. 10 ℳ.

Der Verfasser des Buches ist, wie ich zufällig auf Seite 628 entdeckte, ein tschechisch-katholischer Priester in Smichov-Prag. Sein einziger Zweck ist (S. 4), „die christliche Idee darzutun und zu verbreiten, daß es keine Völker, die berufen wären angeblich wegen ihrer höheren Eigenschaften, die sie sich nur selbst zusprechen, über andere zu herrschen, von rechtswegen nicht geben dürfe". Damit sind wir nun auch über den Stil, die Konfusion und Urteilslosigkeit des Mannes unterrichtet. Daß ich das Buch trotzdem bis zum Ende durchgegangen bin, muß mir anerkannt werden. Andere vor den gleichen Schritten zu warnen, erübrigt sich wohl. Einzelne Grundgedanken zu besprechen ist hier nicht der Ort, weil ein so dummdreistes Machwerk es nicht verdient. Es als Studien zu bezeichnen, ist mindestens eine Naivität, sofern eben Blaustift und Scheere nicht studieren können. Und auf eigene Kosten ein

Buch anfertigen zu lassen, ist kein Beweis für Verständnis in politischen, religiösen und sozialen Dingen. Das Thema ist reizvoll und hat schon manchen gescheidteren Kopf beschäftigt. Vielleicht findet sich bald einer, der die politisch-sozialen, religiös-kulturellen Zustände in Österreich zusammenhängend schildert. Nur erlauben wir uns die Bitte an etliche schreiblustige Seelen auch im deutsch-protestantischen Lager, das Publikum mit Phantastereien zu verschonen. Es ist dessen über Österreich und besonders über die Los von Rom-Bewegung nachgerade genug vorhanden. Eine solche Bewegung mit allen ihren Motiven und Begleiterscheinungen verdient viel zu viel Ernst, Einblick und Urteilskraft, als daß der erste beste Ferienreisende sich berufen fühlen dürfte, darüber öffentlich seine Meinung zu sagen.

Friedenau. A. Urbain.

Friedrich Stober, Pfarrverwalter. Chronologie des Lebens und der Briefe des Paulus. Mit Anmerkungen über Verlauf und gegenwärtigen Stand der Paulusforschung. Zur Orientierung und für Studienzwecke dargestellt. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung. 24 S.

Eine fleißige und sehr brauchbare Arbeit. Zwar zeigt auch sie, wie die Forscher bezüglich der Chronologie der neutestamentlichen Schriften noch sehr im Unklaren und in vielen Fällen auf Vermutungen angewiesen sind. Aber dadurch, daß sie im wesentlichen die jetzigen Anschauungen sichtet und ordnet, gibt sie eine übersichtliche Skizze über des Paulus Leben und Wirken. Es wird freilich am Ende auch hier jedem überlassen bleiben, ob er die Daten annehmen will oder nicht. Wertvoller ist, daß in gedrängter Kürze auf die Probleme in der paulinischen Frage nach dem Stande der neuesten Forschung hingewiesen wird. Es wird Studierenden, vor allem aber auch Geistlichen und Religionslehrern, welche sich mit der umfangreichen Paulusliteratur im einzelnen nicht beschäftigen können, ein Leitfaden und Führer sein können.

B. B.

Blast das Fegefeuer! Von einem alten Dissidenten. Im Selbstverlage des Verfassers. Darmstadt. 1903. Zu beziehen durch Adolf Küßner, Darmstadt, Niederramstädterstr. 62. 18 S.

Eine wohlgemeinte, gegen Papsttum und Jesuitismus gerichtete Schrift, die aber nichts neues bringt und in der Aufforderung an die deutschen Bischöfe gipfelt, „eine eigene katholisch-deutsche Kirche auf Grund der Lehre Jesu Christi zu gründen". Das Glaubensbekenntnis dieser Kirche denkt sich der Verfasser wie das des Freiherrn von Wessenberg, das er deshalb am Schluß abdruckt. W. N.

Eingesandte Literatur.

Alle eingesandten Bücher werden an dieser Stelle aufgeführt; über die Besprechung nicht verlangter behalten wir uns die Entscheidung vor. Eine Rücksendung kann in keinem Falle erfolgen.)

Selbstbewußtsein und Willensfreiheit, die Grundvoraussetzungen der christlichen Lebensanschauung, mit bes. Berücksichtigung ihrer modernen Bestreitung geprüft und dargestellt von D. Georg Graue. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn, 1904. 3,20 ℳ.

Predigten von Karl Bonhoff, Pastor a. d. ev. ref. Gemeinde in Leipzig. Zweite Sammlung. Leipzig, Verlag von Otto Wigand, 1904. 2 ℳ.

Irreführung des protestantischen Volkes. Wie die Professoren W. Herrmann, Th. Kolde, A. Ritschl, A. Harnack u. a. ihre Zuhörer und Leser über die katholische Religion und das Christentum aufklären. Von G. Weber. Mainz, Druck und Verlag: Druckerei Lehrlingshaus, 1904. 1,20 ℳ.

Aus Natur und Geisteswelt V. R. Blochmann: Luft, Wasser, Licht und Wärme. 2. Aufl. mit zahlreichen Abbildungen. Leipzig, B. G. Teubner. 1 ℳ. (1,25 ℳ).

Das erste Jahrzehnt des Ev. Diakonievereins. Eine Denkschrift zum 11. April 1904 von Professor Zimmer. Berlin-Zehlendorf, 1904, Verlag des Ev. Diak.-Vereins. 50 ₰.

Die Lehrverpflichtung in der evangelischen Kirche Deutschlands. Zusammenstellung der Bestimmungen und Formeln, die eine Verpflichtung der Geistlichen, theologischen Universitätslehrer und Religionslehrer auf bekenntnismäßige Lehre enthalten, nebst Mitteilungen über die Lehrverpflichtang in der deutschen evangelischen Kirche der Nachbarländer, besonders der Schweiz. Herausgegeben von Hermann Mulert. Tübingen und Leipzig, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1904. 1.60 ℳ.

Credo! Gedanken über Christentum und christliche Kirche von A. v. Graefe. Berlin SW., Hugo Steinitz' Verlag, 1904. 60 ₰.

Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott. Von Karl König. Alexander Duncker-Verlag, Berlin W. 35. 1 bezw. 2 ℳ.

Muster zu Anträgen, Klage- und Beschwerdeschriften in Angelegenheit der Arbeiterversicherung (Kranken-, Unfall- und Invalidenversicherung) zum praktischen Gebrauch für die Versicherten, für Behörden, für Beamte, Geistliche ꝛc. Entworfen von Ernst Funke und Walter Hering, Kaiserl. Expedierende Sekretäre im Reichs-Versicherungsamte. Berlin 1904, Verlag von Franz Vahlen, W. 8, Mohrenstraße 13/14. 60 ₰, Partienweise entspr. billiger.

Der richtige Fall. 60 Aufgaben zur Einübung desselben. Zusammengestellt für die Hand der Schüler von Friedr. Löhr. 3. Aufl. 20 ₰. Bielefeld, A. Helmichs Buchhandlung.

Kelch oder Kelche? Ein Wort an Abendmahls-Gäste und -Gegner. Von Hermann Josephson, Pastor prim. an U. L. Frauen in Bremen. Sonderabdruck aus der „Studierstube". Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer, 1904. 40 ₰.

Pädagogische Abhandlungen. Neue Folge. Herausgegeben von W. Bartholomäus, Rektor, Hamm i. W. Jährlich 12 Hefte. Preis jährlich 3,60 ℳ.

IX. Neue Folge. Nr. 8—12. Bielefeld, Verlag von A. Helmichs Buchhandlung (Hugo Anders). (Der Lehrer als Seelsorger. Musik als Erziehungsmittel. Geschichtsunterricht in der Volksschule. Andreas Peter Christoph Herbing. Lüftung und Heizung der Schulräume.)

Religionskrieg und Geschichtswissenschaft. Ein Mahnwort an das deutsche Volk aus Anlaß von Denifles „Luther" von Richard Fester, Prof. der Geschichte in Erlangen. München 1904, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck. 1 ℳ.

I. Samuel 1—7,1, Text- und quellenkritisch untersucht. Dissertation zur Erlangung der Licentiatenwürde i. d. theol. Fak. der Univ. Jena von Kurt Holtz. Leipzig, Druck von W. Drugulin, 1904.

Kleinleben in großer Zeit. Weltgeschichtliche Jugenderinnerungen. A. Thiele. 75 ₰. Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa, 1904.

Ein Herzensbund und sein Bruch. Schauspiel in vier Aufzügen von August Trümpelmann. Berlin, Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn, 1904. 1 ℳ.

Die Religionsphilosophie Hegels, in ihrer Genesis dargestellt und in ihrer Bedeutung für die Gegenwart gewürdigt. Von Dr. Emil Ott. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn, 1904. 3 ℳ.

Hans Gallwitz. Die Grundlagen der Kirche. Thüringische Verlags-Anstalt, Eisenach und Leipzig. 5 ℳ.

Luther auf Koburg. Ein dramatisches Stimmungsbild von Ernst Ege. Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa. 50 ₰.

Prof. D. Th. Kolde. P. Denifle, Unterarchivar des Papstes, seine Beschimpfung Luthers und der evangelischen Kirche. 1,20 ℳ. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme), 1904.

Die Erziehung zur Persönlichkeit im Zeitalter des Großbetriebes. D. Fr. Naumann. Bücherverlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg, 1904. 25 ₰.

Bericht des Komitees für Deutsche Evangelische Seemannsmission für die Zeit vom 1. Oktober 1902 bis 1. April 1904. Berlin, 1904.

Zum Kampf gegen den Schmutz in Wort und Bild. Ein Mahnwort und ein Aufruf. Von Otto v. Leixner. 15 ₰. Leipzig, Fel. Dietrich. (Sozialer Fortschritt, Hefte und Flugschriften für Volkswirtschaft und Sozialpolitik Nr. 6.)

Die moderne historische Denkweise und die christliche Theologie. Von Mag. theol. Karl Girgensohn, Privatdozent in Dorpat. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme), 1904. 1 ℳ.

Kant über Freiheit, Unsterblichkeit, Gott. Gemeinverständliche Würdigung von Ludwig Goldschmidt. Gotha, F. Thienemann. 80 ₰.

Auslegung teutsch des Vatter unsers für die ainfeltigen layen. Doktor Martini Luther Augustiner zu Wittenberg. Mit für die gelerten. MDXIX. Faksimiledruck. Herausgegeben mit einer bertragung in die heutige Ausdrucksweise von Pastor Lic. theol. Otto Seitz. 3 ℳ. Wittenberg, Gustav Ziemsen, 1904.

Denifles Luther eine Ausgeburt römischer Moral. Von D. Wilh. Walther, ord. Prof. der Theol. in Rostock. 1,20 ℳ. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme), 1904.

Ein Wort zu Denifles Luther. Von Lic. theol. Dr. W. Köhler, Privatdozent a. d. Univ. Gießen. Tübingen und Leipzig, Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck), 1904. 1,25 ℳ.

Bibliothek der Theologischen Literatur für das Jahr 1902. 5. Schluß. 80 ₰. Sonder-Abdruck aus dem 22. Bande des theol. Jahresberichtes. Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn, Berlin, 1903.

Vorträge und Aufsätze aus der Comenius-Gesellschaft. XII, 3. Vedânta und Platonismus im Lichte der Kantischen Philosophie. Von Dr. Paul Deussen, Prof. a. d. Univ. Kiel. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1904. 1 ℳ.

Glauben und Wissen. Volkstümliche Blätter ꝛc. II, 3—5. Herausgeber: Dr. phil. E. Dennert, Godesberg. Verlag: Max Kielmann, Stuttgart.

Dienet einander! Eine homiletische Zeitschrift. 6—8. Herausgeg. v. Dr. Wilh. Rathmann, Superintendent und Oberpfarrer in Schönebeck a. E. Leipzig, G. Strübigs Verlag (M. Altmann), 1904.

Der Christliche Orient. Monatsschrift für deutsche Orient-Mission. V., 3 u. 4 (März und April 1904). Schriftleiter: Dr. Lepsius. Verlag: Deutsche Orient-Mission, Berlin W. 10, Lützow-Ufer 5.

Hefte zum Christlichen Orient Nr. 5. Die Maljowantzi (Eine russische Sekte) von St. Ebenda. 20 ₰.

Der Türmer. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr v. Grotthuß. Verlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart. Vierteljährl. 4 ℳ. Einzelne Hefte 1,50 ℳ. VI., März bis Mai.

A. d. Inhalt: Fortsetzungen von Peter Roseggers: Leben. Die frohe Botschaft eines armen Sünders. Erinnerungen an Tobias Beck. Von Dr. Maier-Pfullingen. Die Sozialpolitik in der Gesetzgebung der Kulturvölker. Von Dr. Georg Sydow. Soziale Organisation und ihre Verheißungen. Von Prof. Wilh. Förster. Was können wir für unsere Kolonien von anderen lernen? Von Missionsinspektor Dr. A. Schreiber. Die Tagebücher Ludwigs von Gerlach. Von Hermann v. Petersdorff.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt Beilage Nr. 24.
Bremen
Berlin.
11. Juni 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Die Deutsche Lehrerversammlung in Königsberg. I. — Aus Württemberg. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Anzeigen.

Die Deutsche Lehrerversammlung in Königsberg.

I.

In den Tagen der Pfingsten saßen 4000 deutsche Lehrer in Preußens alter Krönungsstadt und hielten ernsten Rat in wichtigen Fragen der Volksschule: Wer soll sie besuchen? Wer soll lehren? Wer soll sie beaufsichtigen? Das waren die drei Hauptfragen, mit denen sich nicht nur die Lehrerversammlung in Königsberg beschäftigte, sondern die Gegenstand eingehender Erörterungen sämtlicher Lehrervereine Deutschlands während der beiden letzten Jahre gewesen waren. Die 106 000 deutschen Lehrer, die im Deutschen Lehrerverein organisiert sind, hatten 385 Vertreter zur Beschlußfassung über die genannten Fragen nach Königsberg entsandt. Alle deutschen Gaue waren somit auf dem Lehrer-Maifeld im fernen Osten des Reiches vertreten, und alle Dialekte deutscher Zunge konnte man vernehmen. Aber es war einerlei Ziel und Streben unter ihnen allen: für Deutschlands Jugend das Beste!

Pfingststimmung wünschte der Leiter der Versammlung, der Vorsitzende des Deutschen Lehrervereins, Lehrer Clausnitzer-Berlin, für die Beratungen, Pfingststimmung sprach aus den Begrüßungsworten der Vertreter des Provinzial-Schulkollegiums, der Regierung, der Stadt Königsberg und vor allem aus den Worten des Rektors der dortigen Universität: „Ist unsere Arbeit auch verschieden, im idealen Endziel sind wir uns gleich. Sie dienen mehr der Lehre, wir der Forschung; Sie verbreiten die Wissenschaft, wir sollen sie schaffen; Ihr Arbeitsgebiet ist bestimmt, unseres ist das ganze Universum; für Sie handelt es sich um die Ergebnisse der Wissenschaft, für uns ist die Wissenschaft Selbstzweck. Und doch haben wir alle im Grunde ein und dieselbe Aufgabe: an der Entwicklung und Vervollkommnung des ganzen Menschengeschlechts, vor allem der lieben deutschen Jugend, fort und fort zu arbeiten."

Nicht nur die Zeit der Tagung — das Pfingstfest — auch der Versammlungsort gab den Beratungen Stimmung und Weihe. Herder, Dinter, Herbart und vor allem Kant haben an der Stätte gelebt und gewirkt. Kant, dem Lehrer der Menschheit, war darum auch der die eigentliche Arbeit einleitende Festvortrag gewidmet. Universitätsprofessor Dr. Busse-Königsberg entwickelte in großen Zügen die Philosophie Kants, erläuterte die Stellung des großen Philosophen zu den Begriffen: Freiheit, Unsterblichkeit, Gott — und wies die hohe Bedeutung der Kantschen Anschauungen für den Beruf des Lehrers nach. Führen sie doch zu der Forderung, daß der Lehrer das Beste, was er geben kann — seine Persönlichkeit — einzusetzen habe, damit er auf die Persönlichkeit des Kindes wirke. Den Pflichtbegriff stellt Kant in den Mittelpunkt seiner Ethik — und der Pflichtbegriff steht im Mittelpunkt des Lehrerberufs. Kant, der seine Philosophie nicht nur gelehrt, sondern auch gelebt, und der sein Leben der Wahrheit und der Menschheit gewidmet hat, ist darum als Vorbild treuester Pflichterfüllung das Ideal eines Lehrers.

Die Frage: Wer soll die Volksschule besuchen? wurde beantwortet durch das Thema: „Die allgemeine Volksschule." Der Vortragende, Lehrer Gutmann-München, war in der günstigen Lage, mit seiner Forderung — Einführung der allgemeinen Volksschule — das vertreten zu können, was in seinem Wirkungskreise bereits besteht und sich bewährt hat. Darum waren seine Ausführungen warm und überzeugend. Besonders wohltuend berührte es, daß gerade ein Bayer, dem man im allgemeinen partikularistische Neigungen zuschreibt, auf die nationale Bedeutung der Frage hinwies: Durch zweckentsprechende Organisation könne unser Schulwesen dazu beitragen, das nationale Zusammengehörigkeitsgefühl des deutschen Volkes zu stärken. Der Anfang einer solchen Schulorganisation bestehe in der Einführung der allgemeinen Volksschule. Darunter sei eine gemeinsame Schule für alle Kinder aller Stände (zunächst) während der ersten vier Schuljahre zu verstehen.

In beredten, durch Beispiele aus der Erfahrung gestützten Worten zeichnete der Vortragende die Vorzüge der allgemeinen Volksschule und suchte die Bedenken der Gegner zu widerlegen:

Sie hat die soziale Aufgabe, die Klassengegensätze versöhnen zu helfen. In dieser Richtung wirkt sie sowohl auf die Kinder wie auf die Eltern. In den Ländern, die die allgemeine Volksschule haben (Österreich, Bayern, Schweiz), ist der Kastengeist nicht in dem Maße entwickelt wie in Norddeutschland. Zwar muß man die Gesinnung des Süddeutschen wohl in erster Linie auf wirtschaftliche Ursachen zurückführen, doch trägt die allgemeine Volksschule viel zur Stärkung dieser Gesinnung bei. Es wirkt versöhnend, wenn der Arme beobachtet, daß sein Kind sich ganz derselben Fürsorge zu erfreuen hat wie das Kind des Wohlhabenden.

Die Bedenken mancher Eltern hinsichtlich der Erziehung und des Unterrichts ihrer Kinder in der allgemeinen Volksschule sind unbegründet. Es drohen der Charakterentwicklung hier durchaus nicht mehr Gefahren als in der Standesschule (Vorschule). Denn unlautere Elemente sind in allen Schichten der Bevölkerung zu finden und nicht ausnahmslos in den untersten. Die Eltern mögen die häusliche Erziehung nur recht ernst nehmen und das rechte Vertrauensverhältnis zwischen sich und ihren Kindern schaffen. Das ist der beste Schutz gegen bösen Einfluß. Die Furcht aber vor der Berührung mit allerlei Elend ist oft übertrieben und die Isolierung durchaus nicht gutzuheißen, denn das Leben stellt später vielfach Anforderungen, denen Überempfindliche nicht gewachsen sind.

Es ist Christen- und Menschenpflicht, in allem, was Menschenantlitz trägt, den Bruder zu sehen, die Menschenwürde zu achten. Die Existenz der Standesschulen aber predigt in eindringlicher Sprache das Gegenteil von dem, nämlich: Hüte dich vor Berührung mit sozial tiefer stehenden Menschen! Dagegen bietet die allgemeine Volks-

schule Gelegenheit, die Idee der Menschenfreundlichkeit in den Herzen der Kinder reifen zu lassen. Hier gilt kein Ansehen der Person, nicht die Wohlhabenheit oder hohe Stellung der Eltern, sondern nur die persönliche Leistung. Das schützt die Kinder vor Überhebung und ist die beste Vorbereitung auf das spätere Leben.

Auch der Unterricht leidet nicht bei dem Zusammenarbeiten der Armen und Reichen, der Geringen und Vornehmen. Die Geistesgaben der Kinder sind von der sozialen Lage der Eltern unabhängig, und was die Kinder gutsituierter Familien an sprachlicher Gewandtheit vielleicht voraus haben, das fehlt ihnen den ärmeren gegenüber wieder an der Mannigfaltigkeit der Anschauungen aus dem alltäglichen Leben.

Die Behauptung, die Vorschule sei besser in der Lage, ihre Schüler auf die höhere Schule vorzubereiten, hat zwar scheinbar Berechtigung, weil die Vorschule die formale Bildung mehr betont. Das ist aber unpsychologisch und unpädagogisch und beeinträchtigt die harmonische Ausbildung. Letztere ist gerade in der allgemeinen Volksschule gewährleistet, und diese ist deshalb auch die beste Vorbereitung auf den Besuch der höheren Schule. Auch das Durchjagen der Stoffe in den drei Jahren der Vorschule ist unpädagogisch, und das eine Jahr, das die allgemeine Volksschule mehr gebraucht, ist für die späteren Schüler der höheren Schulen durchaus kein verlorenes.

Daß die von Gegnern der allgemeinen Volksschule befürchtete „Verödung" der oberen Klassen der Volksschule (Mangel an guten Schülern) nicht eintritt, ebenso, daß die Überhandnahme der Privatschulen nicht zu befürchten ist, sieht man in München, Nürnberg und Augsburg.

Von den segensreichsten Folgen aber ist die Einführung der allgemeinen Volksschule schon deshalb begleitet, weil in der Öffentlichkeit viel mehr Interesse am Volksschulwesen entsteht. Wenn das ganze Volk für seine Söhne und Töchter auf die Volksschule angewiesen ist, dann wird sich auch das ganze Volk um seine Volksschule kümmern. Auch die Gutsituierten und Einflußreichen werden ein Interesse daran haben, daß sie möglichst gut ist. Das beweisen die Tatsachen: in keiner deutschen Stadt ist die Opferwilligkeit für die Volksschule größer als in München.

Der Lehrerschaft fällt eine doppelte Aufgabe zu. Einmal muß sie die noch weit verbreiteten Vorurteile gegen die allgemeine Volksschule bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu entkräften suchen. Dann aber muß ihr Bemühen darauf gerichtet sein, die Volksschule innerlich und äußerlich so zu heben, daß sie für Erziehung und Unterricht die günstigsten Bedingungen liefert. Dahin gehören: Herabsetzung der Klassenfrequenz in überfüllten Schulen, Einrichtung von Hülfsschulen für Schwachbefähigte, Durchführung des Fürsorgeerziehungsgesetzes, zweckmäßige Einrichtung und Ausstattung der Schulhäuser, gute Lehrmittel, weitere Hebung der Lehrerbildung.

Nach Verwirklichung dieser Forderungen darf man mit Recht — im Interesse unseres Volkes und seiner Jugend im besonderen — die Beseitigung der Mittel- und Vorschulen und die Einführung der allgemeinen Volksschule als das soziale und pädagogische Ideal verlangen.

Der allseitige Beifall, der diesen Ausführungen Gutmanns von der viertausendköpfigen Versammlung gezollt wurde, ließ schon erkennen, daß seine Forderungen ungeteilte Zustimmung finden würden. Es trat denn auch in der sehr ausgedehnten Debatte nur ein einziger Gegner der allgemeinen Volksschule hervor, Lehrer Ries-Frankfurt a. M. Er stützte seine gegnerische Stellung auf folgende Gründe: Der spätere Austritt der besseren Schüler aus der Volksschule stört die gleichmäßige, sichere Arbeit, und das Ansehen einer Schule hängt von den Unterrichts- und Erziehungsresultaten in den Oberklassen ab. Die Hoffnung, daß das Interesse und die Opferwilligkeit für die Volksschule wachse, ist eine Täuschung. Das sozial-versöhnende Moment kann während der vier Jahre gemeinsamen Unterrichts wegen der intellektuellen und moralischen Unreife der Schüler eine Wirkung noch nicht ausüben. Dagegen richtet die spätere unvermittelte Trennung der Schüler mehr Schaden an, als wenn sie von vornherein erfolgt. Statt der allgemeinen Volksschule empfahl Ries ein anderes Ideal: die auf eigenen Füßen stehende, in gerader, ununterbrochener Linie sich entwickelnde neunklassige Volksschule mit einem wissenschaftlich gebildeten Lehrerstand.

Dem einen Gegner folgten zehn Redner, die für die allgemeine Volksschule sprachen. Sie bekräftigten und ergänzten die Begründung des Referenten, widerlegten die von Ries erhobenen Bedenken und gingen in ihren Forderungen zum Teil noch weit über die des Vortragenden hinaus. So verlangte Köhnke-Hamburg: Das gesamte öffentliche Schulwesen ist als allgemeine Volksschule so zu gestalten, daß jedem Kinde, unabhängig von den Vermögensverhältnissen seiner Eltern, die Möglichkeit gewährt werde, sich diejenige Bildung anzueignen, die seinen Fähigkeiten und Neigungen entspricht. Er vertrat damit die Einheitsschule in ihrem weitesten Begriff und als Konsequenz die Übernahme sämtlicher aus dem Schulbesuch sich ergebenden Kosten durch die Gemeinsamkeit. Gymnasialoberlehrer Professor Dr. Lentz-Danzig wies darauf hin, daß nach der von ihm erstrebten Reform der höheren Schulen (späteres Auftreten der fremden Sprachen) die Volksschule als Ganzes den Unterbau für alle höheren Schulen bilden würde.

Das Resultat der Verhandlungen war die Annahme folgender Leitsätze:

1. Das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit, gegründet auf das Bewußtsein gleicher Rechte und gemeinsamer Pflichten aller Glieder des Volkes, muß in sämtlichen Gesellschaftsschichten so viel als nur möglich gestärkt werden. Als ein in dieser Richtung bedeutsam wirkendes Mittel erweist sich die allgemeine Volksschule.

2. Ein nach psychologisch-pädagogischen Anforderungen organisierter vierjähriger unentgeltlicher Elementarkursus muß als gemeinsamer Unterbau für alle weiterführenden Bildungsanstalten anerkannt werden.

3. Die Erziehung der Kinder aller Stände leidet in der allgemeinen Volksschule durchaus nicht Not; sie erfährt im Gegenteil mannigfache Förderung, die Schulen nicht zu bieten vermögen, die nur von Kindern bestimmter Bevölkerungsgruppen besucht werden.

4. Die deutsche Lehrerschaft darf in ihrem Kampfe gegen die der allgemeinen Volksschule entgegenstehenden Vorurteile umsoweniger erlahmen, als sich dieselbe überall da, wo sie seit längerer Zeit besteht, trefflich bewährt hat.

5. Die Schulbehörden der deutschen Bundesstaaten sind zu ersuchen, dahin zu wirken, daß den Vorschulen die staatliche Unterstützung entzogen und die Vorschulen überhaupt aufgehoben werden. Die Forderung, jedes Kind muß bis zum 10. Lebensjahre die allgemeine Volksschule besuchen, ist in die schulgesetzlichen Bestimmungen aufzunehmen.

Die Abstimmung über diese Leitsätze erfolgte durch alle Teilnehmer der Versammlung, während über die beiden folgenden Gegenstände, die Verbandsthemen des Deutschen Lehrervereins sind, nur die Delegierten abstimmen durften.

Aus Württemberg.

So wäre denn endlich die Entscheidung gefallen und das Unglaubliche geschehen: die Kammer der Standesherren (notabene die katholischen Prinzen zogen es vor dabei zu fehlen) hat dem entscheidenden Fortschrittspunkt in unserer Schulnovelle, über die wir in Nr. 12 des letzten Jahrgangs zuletzt zu berichten hatten, nachdem sie sich also über ein Jahr zur Besinnung Zeit gelassen hatten, nämlich der Aufhebung der rein geistlichen Schulaufsicht und der möglichen Zulassung auch von Volksschullehrern zu diesem Amte ihre Zustimmung versagt und damit

Regierung wie Volksvertretung gezwungen, entweder sich unter das kaudinische Joch unserer Herren Grafen und Fürsten zu beugen oder der Erwägung näherzutreten, wie ein Land wie Württemberg auch ohne eine solche mit der überwältigenden Mehrheit unseres Volks längst im schneidendsten Widerspruch stehende feudal-reaktionäre Gesellschaft fertig werden kann. Denn daß das Gesetz auf die Weise, wie diese Herren gern wollten, nur mit seiner einen Hälfte, Herabsetzung der normalen Schülerzahl (von 90 auf 70) und Beifügung etlicher weiterer Schulfächer (namentlich des Zeichnens) die Genehmigung der Regierung zu hoffen hat, ist nach den bestimmten Erklärungen des Kultusministers v. Weizsäcker so gut wie ausgeschlossen. In einer manche durch ihren entgegenkommenden Ton überraschenden, aber nur um so mehr staatsmännisch wohldurchdachten Rede, die voll ernster Mahnungen war, hat derselbe in aller Deutlichkeit merken lassen, daß er nicht in der Lage wäre, einem Torso seine Unterschrift zu erteilen und daß, wenn die Herren meinen, durch Ablehnung dieses Hauptpunkts die Ruhe zu sichern, sie sich täuschen, da dann erst recht der prinzipielle Kampf entbrennen müsse. Wohl hat man den akuten Konflikt hinausgeschoben indem man den Antrag von dem (evangelischen) Grafen Pückler-Limpurg, die Ernennung der Bezirksschulinspektoren im Hauptamt, wozu dann unter Umständen auch Nichtgeistliche berufen werden könnten, den Kirchenbehörden anzuvertrauen, mit 20 gegen 4 Stimmen (die des Vizepräsidenten der ersten Kammer des evangelischen Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Freudenberg und des von ihm mitvertretenen Fürsten von Bentheim-Bentheim, Teilhabers an der einstigen Grafschaft Limpurg, eines Anverwandten unseres Königshauses, sowie der beiden Präsidenten von Landerer und von Buhl), an eine Kommission verwies, aber daß dieser Antrag wirklich je von der Regierung akzeptiert werden könnte, ist undenkbar. Denn das hieße prinzipiell der kirchlichen Instanz ein Recht zuerkennen, das auch bisher immer nur aus praktischen Gründen, unter voller Wahrung des obersten Oberaufsichtsrechts des Staats, derselben in beschränkter Weise überlassen wurde. Aber, wenn es auch mit diesem Antrage nichts ist, was dann? Daß der Kultusminister vor der ersten Kammer hinterdrein doch kapituliert, diese Möglichkeit ihm auch nur zuzumuten, wäre eine Beleidigung für ihn und hieße seinen politischen Weitblick doch sehr unterschätzen, da er sich sagen dürfte, daß im schlimmsten Falle ein Rücktritt unter solchen Umständen nichts weniger als den Abschluß seiner politischen Laufbahn bedeuten, ihn vielmehr nun erst recht zum Herrn der Situation machen würde. Denn wo sollte der Nachfolger herkommen, der einer solchen verfahrenen Situation besser gerecht werden wollte, etwa mit dem Versuch, in einem zu 70 Prozent grundprotestantischen Lande mit der entsprechenden Zentrumsminorität von 20:93 in der Abgeordnetenkammer, und daneben den Standesherren als Hauptstütze wirklich regieren zu wollen? So etwas mitzuerleben wäre doch zu reizend! Auf der andern Seite ist die Situation dadurch verschleiert und so kompliziert, daß nicht bloß die katholischen Standesherren, sondern auch von den evangelischen die Hälfte, — es sind freilich überhaupt nur sechs, außer jenen bereits genannten zwei Hohenlohe, Langenburg und Öhringen, die ihre Stimmen an Geheime Räte übertragen haben — voran der fromme Graf von Bentreck-Limpurg, aber auch der andere limpurgische Teilhaber Pückler-Limpurg, sich in dem Bestreben, den „Glauben an Jesum Christum“ zu retten, ihren katholischen Kollegen zur Seite gestellt haben, so daß auf diese Weise der Volleindruck: hie katholisch, hie protestantisch! vermieden ist. Aber doch nur, um den andern um so deutlicher zu hinterlassen, daß mit diesen feudalen Herren heißen sie katholisch oder protestantisch, in einer Zeit wie der heutigen überhaupt nicht mehr zu regieren ist und daß, soll unser Württemberg nicht mit Mecklenburg zusammen vollends an den Schwanz der deutschen Kulturentwicklung versetzt werden, es immer nur eine Antwort geben kann: Abschaffung oder, was auf dasselbe hinauskommt, radikale Umgestaltung der ersten Kammer.

Ob unsere derzeitige Regierung dazu den Mut finden wird? Am Volk ist es, ihr dazu Mut zu machen und dafür zu sorgen, daß nicht als der eigentliche Herr im Land der bei diesem Votum der ersten Kammer jedenfalls meistbeteiligte Bischof Kepler von Rottenburg aus dem ganzen Konflikt hervorgeht, ein Mann, der auch für solche Vorwärtsbestrebungen in der Schule nur das Wort übrig haben dürfte: „Reformsimpel!“ Soll man solchem Herrn wirklich das letzte Wort lassen?

Nachträglich haben wir übrigens noch zu bemerken, daß jene oben mitgeteilte Abstimmung von 20:4 nicht der definitiven Ablehnung der Regierungsvorlage, sondern nur eben der Verweisung des Antrags Pückler an die Kommission gegolten hat. Ihrer praktischen Bedeutung nach ist das aber als eine Verlegenheitsausflucht aufzufassen, mit der Zeit gewonnen werden sollte. Für das endgültige Ergebnis wollen manche immer noch nicht alle Hoffnung aufgeben, da von jenen 20 Stimmen jedenfalls 6, 4 staatliche Vertreter samt den beiden evangelischen Hohenloher Stimmen, noch abzuziehen und der anderen Seite zu addieren sind, so daß bis jetzt 14 : 10 herauskämen. Sobald also noch einer oder der andere katholische Standesherr durch Abwesenheit sich aus der Sache zöge — mit einiger Sicherheit darf das bei dem Fürsten von Hohenlohe-Waldenburg erwartet werden — und die beiden Limpurger Grafen ihren übrigen Glaubensgenossen noch beiträten, wäre die Sache gewonnen. Um so größer ist die Verantwortung, die diese beiden Herren auf sich laden würden durch Hartnäckigkeit. Werden sie das wirklich riskieren wollen? Der 8. Juni soll darüber die End-Entscheidung bringen.

Nachrichten.

Allgemeines.

Universität. D. Volk, Professor in Rostock für das Alte Testament, ist am 29. Mai im Alter von 69 Jahren gestorben. — Privatdozent lic. Junker in Breslau hat den Titel Professor erhalten.

Vom **Evangelisch-sozialen Kongreß in Breslau** bringen wir im nächsten Hauptblatt einen Bericht. Die Tagung war von dem Schlesischen Komitee unter dem Vorsitz von Professor Kaufmann gut vorbereitet. Der Besuch der Versammlungen war gut, und die Teilnehmer hielten den hohen Anforderungen, die Inhalt und Dauer der Versammlungen an sie stellten, wacker stand.

Die sogenannte Zentralstelle für das evangelische Deutschland ist von dem vielgeschäftigen Pastor lic. Weber-München-Gladbach, nun in Berlin, begründet worden. Die Bezeichnung ist unzutreffend und irreführend und stellen wir fest, daß es sich um ein Parteiunternehmen der Orthodoxie und nicht um eine Sache des „evangelischen Deutschland“ handelt.

Protestantisches.

(Königreich Sachsen). Die Sächsische Kirchliche Konferenz hielt unter dem Vorsitz des Superintendenten D. Meyer-Zwickau am 13. April ihre Frühlingstagung in Chemnitz ab. In seiner schneidigen Eröffnungsansprache behandelte der Vorsitzende die durch Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes gekennzeichnete kirchenpolitische Lage des deutschen Reichs und schilderte die gegenwärtige Aufgabe des protestantischen Christentums. Den Zuruf des Kanzlers an ihn: „o sancta simplicitas!“ erwiderte er mit dem anderen: „o profana ignorantia!“ (Ausführlicheres siehe „Neues sächs. Kbl.“, Nr. 17.) Darauf hielt

Professor D. Reischle aus Halle einen ungemein frischen und klaren Vortrag über Kant und die Theologie der Gegenwart. Da er im Druck erscheinen wird, so sei nur der dritte Punkt der Kritik hervorgehoben, die Reischle nach warmer Anerkennung der Verdienste Kants an seiner Anschauungsweise übte. Gegenüber dem Kantschen Dualismus zwischen wissenschaftlicher und Glaubens-Erkenntnis betonte der Vortragende die Beziehungen, die doch zwischen beiden bestehen: 1) Es treten schon in der Wissenschaft letzte Fragen auf, die in den Glauben hineinweisen und freilich nur von ihm beantwortet werden können. 2) Es gibt Mittelglieder zwischen Wissenschaft und Glauben. Wenn wir z. B. das geistige, geschichtliche Leben wissenschaftlich ordnen wollen, kommen wir nicht ohne Zweckgedanken und Werturteile aus. Dann ist unsere Glaubenserkenntnis der krönende Abschluß dessen, was sich schon in der Natur- und besonders in der Geschichtserkenntnis anbahnt. 3) Umgekehrt wird es auch von seiten der Glaubenserkenntnis bei diesem Dualismus nicht bleiben können. Versuche einer gewissen Glaubensspekulation, welche die Natur als Mittel zu höheren Zielen zu erkennen sucht, sind notwendig, und unsere Theologie muß sich mit dem Geistesleben der Zeit auseinandersetzen, was auf philosophischem Wege zu geschehen hat.

In der kurzen Diskussion stellte Pastor prim. Dr. Katzer aus Löbau, „der sächsische Kant", wie er manchmal genannt wird, einige Sätze seines Meisters in ein etwas anderes Licht und stimmte dem Kantschen „Dualismus" in höherem Grade zu als der Vortragende. Dem gegenüber sprach Pastor D. Mehlhorn aus Leipzig (als Gast) vielmehr seine Freude darüber aus, daß Reischle Brücken zwischen Wissenschaft und Glauben geschlagen habe, und bekämpfte, ohne zu den alten scholastischen Gottesbeweisen zurückkehren zu wollen, den in Ritschlschen Kreisen wiederholt aufgestellten Satz: Jesus Christus der einzige Gottesbeweis. Es sei doch gerade bei der heutigen Frontstellung der Verteidiger des Gottesglaubens sehr wichtig zu zeigen, daß auch andere Erfahrungsinhalte (Naturgesetze, Dasein unseres Geistes, Denkgesetze 2c.) gute Gründe für die Annahme einer einheitlichen, die Welt durchdringenden und beherrschenden Geistesmacht, wenn auch noch nicht des christlichen Vatergottes, darböten. In den so gewonnenen Rahmen des Gottesbegriffs sei dann das Bild einzufügen, das sich aus der sittlich-religiösen, insbesondere der christlichen, Erfahrung ergebe.

Weitere Gegenstände der Tagesordnung waren ein von einem Ausschuß vorberatener, von Pastor Dr. Krömer-Leipzig begründeter und von der Versammlung angenommener Antrag an das Landeskonsistorium, dahin wirken zu wollen, daß der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß die Veranstaltung einer jährlichen Kollekte zu gunsten aller in den deutschen Kolonien tätigen Missionen veranlasse; ein Vortrag des Pastor Müller-Leipzig-Neustadt über und für „die Selbständigkeit der Einzelgemeinde im Rahmen der Landeskirche", dessen Anregungen der Vorstand weiter erwägen wird, um daraufhin der nächsten Frühjahrsversammlung Anträge an die nächste Synode vorzuschlagen; und ein Referat von Pastor Weichelt-Zwickau über „den 16. Juni 1903 und die evangelischen Arbeitervereine", worin gefordert wurde, daß diese sich lebhafter an den politischen Kämpfen beteiligen sollen, ohne jedoch eine neue Partei zu bilden, vielmehr von Fall zu Fall sich an eine der nationalen Parteien anschließend, und daß sie Jugendabteilungen gründen sollen. In der Debatte trat Pastor Kötzschke-Olbernhau dafür ein, daß die Vereine einen rein politischen, Pastor Liebster-Leipzig-Volkmarsdorf dafür, daß sie einen rein religiösen Charakter annehmen sollen. Zuletzt wurde Geschäftliches erledigt, u. a. der Beschluß gefaßt, daß im Herbst wieder ein Ferienkursus in Chemnitz abgehalten werde, für den Prof. D. Guthe-Leipzig um Vorträge gebeten werden wird.

Während des letzten Teils der Hauptversammlung tagten in einem kleineren Raum zum drittenmal Religionslehrer höherer sächsischer Schulen, meist jüngere, unter einigen älteren Teilnehmern auch der bekannte Vertreter der Herbart-Zillerschen Pädagogik, Prof. Dr. Thrändorf-Auerbach. Hier hielt Lic. Höhne (Gymnasialoberlehrer in Schneeberg) einen Vortrag über die Frage: „Welche Schwierigkeiten ergeben sich neuerdings für die pädagogische Behandlung des 4. Hauptstücks in Luthers kleinem Katechismus, und wie ist ihnen zu begegnen?" und Dr. Hennig, Gymnasialoberlehrer in Zwickau, einen solchen über die Eigenart des kindlichen Geistes in religiöser Hinsicht und die Forderungen, die für den Religionsunterricht daraus hervorgehen. Über beide Gegenstände wurde aufs lebhafteste und anregendste diskutiert.

Der Verlauf der Haupt- wie der Nebenversammlung legte ein höchst erfreuliches Zeugnis davon ab, wie in der sächsischen Landeskirche gearbeitet und vorwärts gestrebt wird. Hier war jedenfalls von „sächsischem Nebel" nichts zu merken.

Vereine und Versammlungen.

Der Gustav Adolf-Verein beruft seine 57. Hauptversammlung nach Heidelberg für den 20.—22. September.

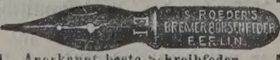
Der Evangelische Bund beruft seine Generalversammlung in diesem Jahr nach Dresden, 4.—6. Oktober.

Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein hält sein Jahresfest am 1. und 2. November in Mannheim ab.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Soeben ist im Selbstverlage des Verfassers, Ülzen, erschienen:
Gerhard Taaks,
Zwei Entdeckungen in der Bibel.
Preis 1 Mark. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Technikum Altenburg S.-A.
für **Maschinenbau** und **Elektrotechnik.**
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Staatsaufsicht.

S. Roeder's
Bremer Börsenfeder.


Anerkannt beste Schreibfeder.
Ueberall zu haben; jedoch nur echt mit dem Namen: Roeder.

Rheumatismus-
und Gicht-Kranken teilt unentgeltlich mit, was ihrer lieben Mutter nach jahrelangen, gräßlichen Schmerzen sofort Linderung und nach kurzer Zeit vollständige Heilung brachte.
Marie Grünauer
München, Pilgersheimerstr. 2/II.

Dr. O. Beck,
Phantasie und Religion.
Bremen, M. Nössler.
81 S. Mk. 0.80.
„In besonnener und freimütiger Weise erläutert der Verfasser den Einfluß der Phantasie auf Mythos und Religion." (Alfred Biese in der „Deutschen Literaturzeitung".)

Soeben erschien:
Predigten
in der Neuen Kirche zu Berlin gehalten
von
Pfarrer D. Dr. P. Kirmß.
Band I. 2. Auflage.
Im Jahre 1903 erschien:
Band II.
Preis eines jeden Bandes geheftet *M.* 5.—, gebd. *M.* 5.80.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und vom Verlage
Georg Reimer, Berlin W. 35.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.